

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 2 (1879)

Artikel: Erinnerungen an Wilhelm Meyer
Autor: M.-B., F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen an Wilhelm Meyer.

V o r b e m e r k u n g.

Die Herausgeber des zürcherischen Taschenbuches richteten an die Hinterlassenen des bei vielen Bürgern Zürich's in freundlichem Andenken stehenden W. Meyer die Frage, ob nicht irgend welche Arbeiten desselben vorhanden seien, die sich zur Veröffentlichung im Taschenbuche eignen würden, und gleich denjenigen, welche früher, theils in den Jahrgängen 1858, 1859, 1862 des Taschenbuches, theils in den Neujahrsblättern der Feuerwerkergesellschaft 1871—1876 erschienen waren, als treue und anschauliche Schilderungen vergangener Zeiten von sachkundiger Hand, wie als Zeugniß des reinen Charakters und der lebenswürdigen Heiterkeit ihres Verfassers den Lesern Belehrung und Freude bieten könnten. Jene Frage mußte insoweit verneint werden, als keine zum Drucke bestimmte und fertig ausgearbeitete Aufzeichnungen vorlagen. Ebenso mußte von dem nahe liegenden Gedanken, ein vollständiges Lebensbild des Entschlafenen zu geben, abgesehen werden. Zwar hatte W. auf den Wunsch der Seinigen, daß er doch selbst einige Erinnerungen aus seinem Leben niederschreiben möchte, in den letzten Jahren eine Schilderung seiner Jugendzeit angefangen; diese schließt aber leider mit seinem 8. Altersjahre, und hat keine Fortsetzung mehr gefunden. Ebenso sind einige Notizen über seine Reisen in den Zwanzigerjahren und einige Briefe und andere Aufzeichnungen aus dieser Zeit vorhanden. Dieses Material reicht aber selbstverständlich nicht hin, eine zusammenhängende Schilderung auch nur der Jugendzeit des Verewigten zu geben. Immerhin enthalten diese Blätter, sowie einige Nachrichten,



die M. über die gesammte Familie Meyer von Eglisau gesammelt hat, manches, was theils zur Charakteristik einer für den größten Theil der jetzigen Generation schon fern liegenden Zeit dienen kann, theils als Notiz zur Kulturgeschichte überhaupt etwelche Bedeutung hat, theils für die Sinnesart M.'s bezeichnend ist. Es durfte deßhalb angenommen werden, die Zusammenstellung dieser Erinnerungen, unter Weglassung des bloß für den engsten Kreis Bestimmten, werde bei denen, welche M. gekannt haben, das freundliche Andenken an ihn wiederbeleben und auch für Fernerstehende einiges Interesse haben. Damit sollte zugleich zu dem Zwecke des Taschenbuches, welchen das Vorwort zum ersten Jahrgang der neuen Folge bezeichnet „das Zürich der früheren Zeit der jüngern Generation wieder näher zu bringen, bei der ältern aufzufrischen,“ ein etwelcher Beitrag geleistet werden. In diesem Sinne wurde die Veröffentlichung des genannten Materials versucht und deßhalb auch manche Kleinmalerei und manche Einzelzüge aus demselben beibehalten, die für sich allein wenig Bedeutung haben, aber die behagliche Breite des freundlichen Erzählers denen, die ihm einst zuzuhören pflegten, wieder vergegenwärtigen und dem Gesamtbild der geschilderten Zeit immerhin zur Ergänzung dienen.

Unsere Mittheilungen zerfallen in drei Theile:

1. Aufzeichnungen über die Vorfahren.
2. Erinnerungen aus früher Jugendzeit.
3. Notizen aus den Wanderjahren.

Im ersten und zweiten Abschnitt sind fast ausnahmslos die eigenen Worte M.'s und darum auch, wo er von sich spricht, in der ersten Person wiedergegeben; die mit „ “ bezeichneten Stellen weisen auf andere, von M. selbst citirte Quellen; der dritte Abschnitt wurde nach den Notizen M.'s und einzelnen Briefen zc. bearbeitet, und es sind hier mit „ “ die denselben wörtlich (und mit Beibehaltung ihrer Schreibart) entnommenen Stellen angedeutet. Die am Schlusse beigefügten Mittheilungen über das Wirken W. M.'s vom Jahre 1828 bis zu seinem Tode machen selbstverständlich nicht darauf Anspruch, ein

vollständiges Lebensbild zu geben. Hierzu wären geschichtliche Erörterungen über das kantonale und städtische Leben der letzten 50 Jahre erforderlich, für welche dem Schreiber dieser Zeilen weder die Befähigung noch das Material und die Zeit zu Gebote steht. Es konnte sich nur darum handeln, die Aufzeichnungen M.'s über seine Jugend durch einige Andeutungen über seine spätere Lebenszeit zu ergänzen.

F. M.-B.

1. Aufzeichnungen über die Vorfahren.

Stammvater der Familie Meyer in Stadelhofen war Hans Meyer von Egglisau, Schneider, „ward Burger und in die Zunft zur Schneidern aufgenommen 1614, lebte noch 1637 und wohnte im Hause zum Blumengeschirr oben an der Schoffelgasse.“

Sein vierter Sohn Hans Peter, geb. 1622, „Hinderfürmacher“ (Haubenschneider), ward Zünfter zur Saffran 1649, wohnte im Hause zum Krebs an der Krebsgasse.

„Joh. Jakob Meyer, Petri des Rappenmachers sel. Sohn ex Appolonia Hausera getauft 25. Dezember 1659, Alumnus ward V. D. M. und that den Synodaleid auf Galli 1682, Vicarius D. Suteri paralytici zu Glach 1683, pädagogus zu Elgg im Schloß 1689, Pfarrer zu Bischofzell 1691 im April; ließ sich 1691 kopuliren mit Herrn Decani Scherben Tochter, ward Decanus im Oberthurgauer-Kapitel mit 159 votis im Synodo Mai 1705“ starb 1723. Von ihm befindet sich auf der Stadtbibliothek: „Die mit ihrem Seelenbräutigam „vereinigte Braut oder Christliche Hochzeitpredigt über die Worte in „dem hohen Lied Salomons Cap. II v. 17: Mein geliebter ist mein „und ich bin sein. Bei ansehnlichem hochzeitlichem Ehren und Freuden „Fäst des wolledlen zc. Herrn Johannes Heffen zc. als Herrn Hochzeiter mit der wolledlen, hoch Ehr und Tugend gezierten Jungfrauen

„Ursula Escherin 2c. als Jungfrau Hochzeiterin. Gehalten in der „Kirchen zu Altstetten Dienstags den 18. Tag Wintermonats A. 1710. „Und auf Begehren in Truch übergeben von Joh. Jakob Meyer 2c. „Zürich Getruckt bei Joh. Rud. Simler 1710.“ Die in damaliger Weise mit gehäuften Citaten am Rande versehene und mit lateinischen, griechischen und hebräischen Worten gezierte Predigt sagt im Eingang: Zwei treffliche Tugenden seien dem Menschen gegeben, Glaube und Hoffnung. Sie unterscheiden sich zwar 1) in der Ordnung, denn der Glaube gehe vor, und die Hoffnung folge nach, gleich wie von den beiden Rundschaftern, welche „den Trauben, so sie am Bach Eskol abgehauen“ an einem Stecken trugen, der eine vor- und der andere nachgegangen sei; 2) in dem Objecto oder Vorwurf, indem der Glaube auf das Vergangene und Gegenwärtige, die Hoffnung auf das Zukünftige sehe. Durch beide Tugenden aber vereinigt sich die Braut Christi „mit ihrem Seelenbräutigam“ und diese Vereinigung wird „sehr nachdenklich“ vorgestellt durch die (oben angeführten) Textes Worte. Man vernimmt daraus: „I. Wie die Braut Christi sich rühme, daß Christus „Jesus ihro zugehöre. II. Wie hergegen auch sie dem Herrn zugehöre.“

Von zehn Söhnen des Dekans Meyer hatten vier Nachkommenschaft. Einer derselben Melchior (geb. 1701 starb 1787) Strumpffabrikant und Handelsherr besaß das Haus zum Steg und hatte dort früher ein Detailgeschäft von Tuchwaaren. Später betrieb er die Geschäfte in's Große und galt für den „reichsten Bürger“ (zu seinem Nachlaß gehörten an Liegenschaften die Häuser in Stadelhofen, zum Neuen Berg und zum Stäg). Er war ein Mann von sanftem aber ernstem Charakter, äußerster Ordnungsliebe und ruhigem Wesen. Wenn während des Mittagessens die Briefe von der Post einliefen (und dies geschah zu jener Zeit nicht alltäglich), so legte er dieselben „oft eine ganze Beige“ neben sich auf den Tisch und beendigte ruhig seine Mahlzeit ohne eine Adresse anzublicken. Erst wenn er fertig gespeist hatte, griff er zur Scheere und machte sich an's Lesen der Briefe. Für seinen ältern Sohn kaufte er im Jahre 1762 das lange Haus in

Stadelhofen. Im Kaufbriefe unterzeichnet er sich: „Melchior Meyer Bimm Stäg.“ Im beigebrachten Wappen befindet sich nebst dem als Helmzierde angebrachten Männchen mit dem Mezenreisli in der Hand als Schildhalter ein handfester Engel. Seine Gattin Dorothea Wüst (geb. 1697 cop. 1729 starb 1764) war eine sehr thätige und verständige Frau von angenehmem Neußern und hatte das Talent, den Geschmack des Käufers zu errathen und vernünftigen Leuten mit gutem Rathe hinsichtlich der Auswahl der Waare z. B. für Aussteuern an die Hand zu gehen. Von den Kindern Melchior Meyer's überlebten ihn drei; die zwei Söhne haben Nachkommen hinterlassen. Der Ältere war

Hs. Heinrich, Quartierhauptmann im Neuamtsquartier, geb. 1732 starb 1814. Im Geschäft des Vaters erzogen, und nachdem er kurze Zeit in der Fremde gewesen, verheirathete er sich schon in seinem 19. Altersjahre. Von Jugend auf war er von ernstem gesetztem Wesen, ein guter Hausvater und berufstreuer Kaufmann von strengster Rechtlichkeit, der sein Geschäft mit Einsicht führte, sein Haus vortrefflich in Ordnung hielt und bei seinen Mitbürgern in großer Achtung stand, ein treuer Bürger seiner Vaterstadt, jede übernommene Pflicht gewissenhaft erfüllend. Seine Heirath mit Regula Landolt (geb. 1732 cop. 1751 † 1812) wurde, da die Landolt zu den vornehmen Familien der Stadt zählten, von den Meyern von Egglisau hingegen noch keiner des Regiments gewesen, von einigen hochgestellten Persönlichkeiten der Familie Landolt als eine *Mésalliance* mit einem emporgestiegenen Krämer angesehen. Ihm blieb auch später ein Mißtrauen gegen die vornehmen Familien, und er fand sich durch verbindliche Worte, die ihm gemacht wurden, oft eher verletzt als geschmeichelt. Körperliche Gebrechen machten ihn schon ziemlich früh zum alten Mann. Wenn sonst alten Leuten, welche über das leichtsinnige Treiben der Jungen ungehalten werden, etwa zugerufen wird: *Erinnert euch, daß ihr auch einmal jung gewesen seid*, so beschwichtigte in solchen Fällen die vermittelnde freundliche Gattin den Ehemann mit den Worten: *Ihr müßt*

halt denken, daß ihr nie jung gewesen seid. Nachdem dann die Revolution hereingebrochen war, ging er kaum mehr über die Straße. Von seinen zehn Kindern haben neun, fünf Söhne und vier Töchter, die Eltern überlebt, unter ihnen

Joh. Jakob, Oberst und Oberamtmann, geb. 1763 † 1819. Sein Leben war ein thatenreiches. Dem Vaterlande, der Vaterstadt hat er große Opfer gebracht, mehrmals sein Leben muthig eingesetzt für deren Ehre und Sicherheit. Dafür stand er auch bei allen redlichen Bürgern jeden Standes in großer Achtung. (Siehe über ihn die von alt Staatschreiber Lavater verfaßten „Erinnerungen aus dem Leben des sel. Hrn. Oberst J. J. Meyer.“ Zürich 1820.) Seine Gattin Susanna Meyer (geb. 1770 cop. 1788 starb 1800) war gleich ihrem Gatten eine Urenkelin des Pfarrers von Bischofszell. Nach damaligen Gesetzen war die Ehe in diesem Verwandtschaftsgrad verboten, jedoch konnte sie bei dem Ehegericht nachgesucht und mittelst einer Dispensationsgebühr erlangt werden. In ihrer glücklichen, aber nur zwölfjährigen Ehe hat die genannte Suzette Meyer ihrem Gatten neun Kinder geschenkt, von denen drei in früher Kindheit, zwei in bester Jugendkraft starben, und vier Söhne den Vater überlebten, nämlich Heinrich geb. 1789, öffentl. Ankläger (Staatsanwalt) † 1825; Friedrich geb. 1792 Kunstmaler † 1870 (s. dessen Biographie, verfaßt von W. Meyer im Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft von 1873); Wilhelm geb. 23. August 1797 † 6. März 1877 und Ferdinand geb. 1799 Staatschreiber, nachher Erziehungs- und Regierungsrath † 1840.

Da das Schriftchen von Lavater nicht im Buchhandel erschienen ist, so mögen aus demselben hier noch folgende Züge aus dem Leben und Wirken Oberst Meyers ihre Stelle finden.

Nachdem er von 1780 bis 1784 sich zu seiner Ausbildung zeitweise in Genf, Genua und Florenz aufgehalten hatte, machte er von 1786 bis 1787 eine längere Geschäftsreise nach Spanien. 1785 wurde er Hauptmann, 1788 Major der Miliz des Quartiers Andelfingen, und bewies schon da seinen unparteiischen, geraden Sinn und seine Gabe, mit den Leuten umzugehen. Seit dem Jahre 1792 sah er das Kommen der Revolution für die Schweiz voraus und war deshalb fern von der manchen Kreise beherrschenden Ueberhäufung der Nationalkraft, konnte auch nicht der Hoffnung sich

überlassen, es werde ein feindlicher Angriff mit Eintracht abgewehrt werden. In seiner militärischen Stellung hatte er 1792 zürcherische Truppen nach Genf zu begleiten, 1795 bei der Besetzung der Gemeinde Stäfa, 1796 bei einer Grenzbesetzung am Rhein mitzuwirken und begleitete den zürcherischen Zuzug, der die Berner im Februar 1798 gegen die Franzosen unterstützen sollte, aber nicht mehr zum Kampfe kam, zu dem M. mit Freude bereit gewesen wäre. Obgleich er ein Anhänger der alten Ordnung war, ließ er sich doch, um seiner Vaterstadt zu dienen, von der neuen Landesverwaltung dazu bewegen, die Führung einer Garnison von 1000 Mann ab dem Lande zu übernehmen, welche zum Schutze der erstern nach Zürich einberufen wurde, und erwies durch Aufrechthaltung guter Disziplin und Abstellung von mancherlei Streitigkeiten beiden Parteien große Dienste. Als die Franzosen anrückten, wurde er ihnen zur Verständigung nach Mellingen entgegengeschickt, und erwarb sich deren Vertrauen, indem er auf die Frage des Generals: Ob wirklich keine bewaffneten Schaaren bei Zürich sich befinden, und ob er ganz sicher vorrücken könne? die freimüthige Antwort gab: „Gewiß, denn wären solche vorhanden, um Ihnen den Einmarsch streitig zu machen, so wäre ich zuverlässig bei jenen, und nicht bei Ihnen, Herr General.“ Als dann im Juni 1799 die Franzosen den Oesterreichern wichen, war es wiederum M., der mit Letztern zu unterhandeln hatte, und der nun seiner persönlichen Ueberzeugung folgend im Juli das Kommando eines im Solde Englands stehenden zürcherischen Freiwilligenbataillons übernahm. In dieser Stellung löste er die schwere Aufgabe, am 25. September nach der Schlacht von Zürich beim Rückzuge der Russen vor den siegreichen Franzosen die Stadt vor Plünderung und Gewaltthaten zu schützen. Zuletzt verließ auch er mit seinem Bataillon die Stadt, das dann bei der völligen Auflösung der russischen Heeresmassen zerstreut wurde. M. selbst mußte die Schweiz verlassen, und ging zunächst nach Lindau und Memmingen, dann nach Tübingen, wo seine Gattin im Februar 1800 starb, während seine sieben unmündigen Kinder in einer Schwester des Vaters eine treue Pflegemutter fanden. Im Oktober 1800 konnte er in seine Vaterstadt zurückkehren. Im September 1802 wurde ihm die Leitung des Widerstandes gegen die Besetzung der Stadt durch die helvetischen Truppen übertragen (siehe hierüber Zürcher Taschenbuch von 1858, S. 63 fgg.). Nach Abzug derselben wurde er zum Mitglied der provisorischen Regierung und im Oktober desselben Jahres durch die Tagjazung in Schwyz zum eidgenössischen Oberst ernannt. Als im selben Monat die Franzosen neuerdings in die Schweiz einrückten, wurde ihnen M. abermals entgegengesandt und begann die Verhandlungen, indem er sich mit der Offenheit, die er schon 1798 bewiesen, als Kommandant der Insurrektion vorstellte. Von 1803 an war er Mitglied des Großen Rathes und wurde 1804 Kommandant der freiwilligen Standeslegion. Nach einem friedlichen Jahrzehnt, in dem er sich seinen Privatgeschäften und der Erziehung seiner Kinder widmen konnte, hatte er 1815 eine Brigade von drei zürcherischen Reservebataillonen zur Grenzbesetzung zu führen, und bewies unter Anderm seine Umsicht, Ruhe und Festigkeit bei Beschwichtigung eines Aufstandes mehrerer Bataillone der eidgenössischen Truppen, die er durch festes Einschreiten, wie durch freundliches Zureden zu ihrer Pflicht zurückzuführen mußte. Im Juni 1816 übernahm er die Stelle eines Ober-

antmanns in Grüningen und erwarb sich auch in dieser während der schweren Nothjahre die Anhänglichkeit des Volkes (von der noch 40 Jahre später ein aus dem Munde älterer Einwohner des Bezirkes Hinweil vernommenes Lied über den „Landesvater Meyer“ dem Schreiber dieser Zeilen Zeugniß gab). Im Dezember 1818 erkrankt sprach er sogleich seine Ueberzeugung aus, daß er nicht mehr genesen werde und sah dem Tod mit völliger Ruhe entgegen. Er starb allgemein betrauert am 17. Januar 1819.

Von den Seitenverwandten standen W. Meyer besonders nahe ein Bruder seines Vaters, Melchior geb. 1756 (Onkel Rittmeister) und ein Bruder seiner Mutter, Paulus geb. 1774. Ueber diese beiden allein enthalten die Aufzeichnungen einige Mittheilungen von allgemeinerem Interesse, die daher hier noch ihre Stelle finden mögen.

Melchior Meyer (geb. 1756 starb 1836) war zum Kaufmannsstande bestimmt und kam in seiner Jugend in ein Handlungshaus Salchli (aus Zofingen gebürtig) zu Marseille, wo er mit dem nachmaligen helvetischen Regierungsglied Custer von Altstetten im Rheinthal sich innig befreundete. So sehr Custers philanthropischer Feuereifer gegen den nüchternen, keinen Illusionen zugänglichen Sinn seines Freundes zuweilen im grellen Gegensatz stehen mochte, so stimmten ihre Gemüther dagegen vollständig zusammen in strenger Moralität und Ehrenhaftigkeit, so daß selbst die helvetische Revolution, welche an Custer einen ebenso enthusiastischen Verehrer fand, als sie von Meyer mit Widerwillen aufgenommen wurde, das Freundschaftsband nicht löste. Freilich trug nicht wenig zur Abwendung jeder Störung bei, daß sie auf dem Felde der öffentlichen Thätigkeit sich nicht zu begegnen hatten. Nachdem Meyer schon in seinem 23. Lebensjahre sich verheirathet hatte, gab ihn sein Vater dem ältern Bruder Heinrich zum Associé in der neu errichteten Bandfabrik unter der Firma Meyer und Komp. Als solcher unternahm er gemeinsam mit seinem Vetter Melchior beim Steg 1786 eine Geschäftsreise nach Norddeutschland. Als reiche junge Herren reisten sie in eigenem Wagen mit Extrapost und fanden allenthalben gute Aufnahme. Sehr unterhaltend waren meines verständigen und launigen Onkels Erzählungen über seine Begegnisse und seine Beobachtungen. Ein Pröbchen von der dicken Dummheit, die noch einen Theil Süddeutschlands beherrschte, erfuhren die Freunde im Bambergischen oder Würzburgischen, wo ihr Wagen durch den schlechten Weg zum

Schrittfahren gezwungen von einer Unmasse bettelnder Weiber und Kinder begleitet und angeschrien wurde. Da sie nun gerade vom Karneval in Nürnberg kamen und ihre Masken bei sich hatten, so versteckten sie sich für einen Augenblick in der Tiefe ihrer Kalesche und ließen sich dann plötzlich mit den Masken vor dem Gesicht wieder hervor, die Pistole in der Hand und mit gewaltigem Spektakel gegen einander gestikulirend. Alsobald schrie das bettelnde Volk laut auf, sprang sich bekreuzend in den Straßengraben, und die Reisenden blieben von jeder weiteren Verfolgung ihres Wagens verschont. — Berlin kam ihnen unendlich öde vor, da auf den Straßen nichts als Soldaten zu sehen waren und die ungepflasterten Straßen der neuen Stadttheile, z. B. die lange Friedrichsstraße, wegen der Einförmigkeit der Gebäude ein trostloses Einerlei darboten. Wegen des tiefen Sandes hörte man kaum die Wagen fahren, noch weniger den Schritt der Reitpferde, von welchen man leicht überrascht werden konnte. In Potsdam sahen die Freunde die Wachtparade und entdeckten hinter einem Fenster des Schlosses die Gestalt des alten Königs. Sie wurden von einem Adjutanten des Königs um ihre Namen gefragt, indem S. M. diese Herren als Fremde erkannt habe und zu wissen wünsche, wer sie seien. Diese Neugierde bekräftigte sie in der Meinung von seiner Altersschwäche, die in ihnen seine Erscheinung bereits hervorgerufen hatte. — In den hessischen Landen machten die schlechten Straßen, die ärmlichen Hütten und der Mangel an männlichen Feldarbeitern, indem man Weiber am Pfluge sah, auf die Reisenden einen peinlichen Eindruck. Es war die Zeit, da der Landgraf alle seine Soldaten mit Einschluß der Landmiliz um englisches Geld nach Amerika geschickt hatte.

Nach dem Tode seines Schwiegervaters Bürkli übernahm Meyer dessen Besizung Schwandegg (bei Stammheim) und trat aus den Handelsgeschäften des Vaters und Bruders aus, um sich einzig der Landwirthschaft zu widmen. Mit bedeutender Körperkraft ausgestattet, glaubte er, die Arbeit im Freien könne seiner Gesundheit nur zuträglich sein. In dieser Hinsicht war aber seine Be-

rechnung eine verfehlte; denn wahrscheinlich in Folge von Erkältungen zog er sich ein schlimmes Magenübel zu, dessen Weitergreifen er nur durch eine strenge Diät zu steuern vermochte, welche er durch sein ganzes Leben hindurch nun inne hielt. Die Landwirthschaft betrieb er mit vielem Geschick, soweit es bei uns in den enge gezogenen Schranken geschehen kann, welche die Verhältnisse mit sich bringen. Was in diesem Fache Gediegenes geschrieben wurde, blieb ihm nicht unbekannt, allein er verließ sich auf keine neue Erfindung, bevor er sie selbst erprobt hatte. Ebenso lehnte er jede Zumuthung seiner Freunde in Zürich ab, seinen Einfluß bei den Bauern geltend zu machen, um sie zu Verbesserungen in ihrer Landwirthschaft zu veranlassen. Er werde seinen Weg für sich gehen, keinem Bauer, der ihn um Rath frage, denselben abschlagen, aber sich wohl hüten, ihm zuzureden. Und so richtete er in der That durch sein eigenes Beispiel mehr aus, als alles Zureden vermocht hätte. Als einmal die Bauern entdeckt hatten, wie viel Milch er z. B. durch den Kleebau gewann, drängten sie sich von selbst herbei, um ihn zu fragen, wie sie dieses und jenes anzustellen hätten. So war er auch ohne eine öffentliche Stelle zu bekleiden in vielen andern Angelegenheiten ihr Rathgeber und Schiedsrichter, und selbst die Revolution änderte an diesem Verhältniß nicht das mindeste. Die Wالتالinger und Guntalinger blieben ihm durchaus zugethan und er blieb auf seinem Schloßchen unangefochten in ihrer Mitte. Die Kriegsjahre 1799 und 1800 liefen zwar nicht ohne beträchtliche Opfer ab, welche Requisitionen und Einquartierungen mit sich brachten, aber von größerm Kriegeschaden blieb er verschont. Da seine Ehe kinderlos blieb und er sich bei vorgerücktem Lebensalter zur Ruhe zu setzen wünschte, auch seine Gattin, obschon eine große Freundin des Landlebens, der Stadt und den Familiengliedern etwas näher zu sein wünschte, so verkaufte er, nachdem er noch den reichen Herbstfegen von 1804 genossen, das Gut Schwandegg und bezog ein Gütchen in Oberengstringen.

Paulus Meyer geb. 1774 starb 1823, ein Mann von strenger Rechtlichkeit, äußerstem Zartgefühl und lebhafter Phantasie, zum Kauf-

mann nicht geschaffen. Mit der schönen Literatur war er besser vertraut als manche seiner Altersgenossen. Am öffentlichen Leben betheiligte er sich nur insoweit, als er seine Bürgersplichten treu erfüllte. Als junger Mann hat er merkwürdiges gesehen. Er war als Gast bei dem verhängnißvollen Schützenfest vom 14. Juli 1791 in Rolle. Es war der schon im Jahre zuvor eben daselbst gefeierte Jahrestag der Zerstörung der Bastille, auf welchen nun die Freunde der Revolution im Waadtlande abermals ein Schützenfest anordneten, dessen Bedeutung die gewünschte Auffassung fand. Aus allen Städten und Städtchen des Waadtlandes strömten zahlreiche Besucher hin. „Von der Brücke von Allaman bis Rolle fuhren die Chars à banc in einer ununterbrochenen Reihe.“ Paul Meyer war damals in Pension, wahrscheinlich in Nyon. Von jungen Leuten daselbst kannte er unter Andern Laflechère (nachmals waadtländischer Staatsrath) und Laharpe, Sohn von Amédée. Diese nahmen ihn nach Rolle zu dem Feste mit. Der dazu eingeladene Landvogt von Morsee nahm den Ehrenplatz ein, neben ihm saßen die Häupter des Festkomites Laflechère und Advokat Muret (der nachmalige Landammann). Da Niemand große Lust bezeugte, des Landvogts Vis-à-vis zu sein, so erhielt Paul als fremder Gast diesen Ehrenplatz. Die Sache verlief ganz ordentlich bis zum Nachmittage, als auf einmal aus einer der Festhütten ein ungeheurer Jubel erscholl und ein Freiheitshut auf einer Stange aufgepflanzt wurde. Mit anscheinend kalter Miene wandte sich der Landvogt zu Muret und fragte, was es dort gebe: Monseigneur, c'est le chapeau de la liberté, dont les dames de Lausanne nous ont fait présent. Darauf befahl der Landvogt, seinen Wagen vorfahren zu lassen und erhob sich von der Tafel, Muret und Laflechère begleiteten ihn bis zum Schlage. Natürlich ging es jetzt erst recht los. Der Hut wurde in feierlichem Zuge umhergetragen und unter den vielen Vivats hörte man auch den Ruf à bas l'ours! Aber stumm und finster sahen die Bauern der Sache zu, denn damals hielt noch die große Mehrzahl derselben zu der Stadt Bern. — Nachdem Amédée Laharpe nach Frankreich entflohen

war und dort sogleich eine Anstellung als General gefunden hatte, rief er späterhin, wohl um 1792, seinen Sohn zu sich, und dieser drang in Paul, mitzukommen und in der französischen Nationalarmee zu dienen. Dieser fand es doch rathsam, vorher zu Hause um die Erlaubniß nachzusuchen. Darauf kam aber von Seite des Vormundes, des Seckelmeisters Kaspar Hirzel, die sehr deutliche Antwort, Paul sei zum Kaufmann bestimmt und nicht zum Militär. Wäre das letztere der Fall, so würde sich an einem andern Ort eine Stelle für ihn finden lassen, als bei den Samsculotten. Nun rief man ihn auch gleich aus dem Waadtilande zurück und sandte ihn nach einem ausländischen Handelsplatze. — Im Jahre 1797 verheirathete er sich mit Henriette Escher. Von sechs Kindern haben nur zwei Söhne das Mannesalter erreicht, der jüngere war Eduard, nachmals Herr Stadtrath Meyer-Rahn geb. 1817 † 1877.

2. Erinnerungen aus früher Jugendzeit.

Vom zurückgelegten fünften Altersjahre an habe ich alle bedeutenderen Ereignisse ziemlich treu im Gedächtniß behalten bis zur Zeit strengerer Arbeit im Mannesalter. In dieser geht mir die Reihenfolge der Begegnisse verloren.

Während einer, wie es mir vorkam, langen Reihe von Jahren waren wir unser sechs Geschwister, neben der Schwester Luise fünf Brüder; die drei Großen, Henri, Jaques und Fritz bildeten in den Augen von uns zwei Kleinen Hämmi und Manti, höflicher Helmlü und Mantli, ein Triumvirat, zu dem wir mit Achtung herausschauten. Wir Kleinen waren sehr von einander verschieden, Manti mager und durchsichtig, Hämmi hingegen feiß und plump, daneben aber doch nervös. Ich war ein Erzhasenfuß und Heuler, und wurde auch von den ältern Geschwistern „Hämmi der Zänni“ betitelt. Vor jedem Schuß, vor jedem Paukenschlag, ja vor dem bloßen Entladen einer Elektrifirmaschine fuhr ich laut heulend zusammen, letzteres noch als ich schon zehn Jahre

alt war. Den selben Eindruck machte mir das Wiehern der Pferde, dahingegen das Peitschenknallen mich nicht anfocht und das Klaffeln der Trommeln mich entzückte, wie ich denn auch trotz meiner Feigheit ein gewaltiger Freund von Soldaten war. So erinnere ich mich noch eines durch Stadelhofen ziehenden französischen Bataillons mit zerrissener Fahne, dann eines solchen, Musik voraus mit einem Neger als Paukenschläger, auf welchen mich unterm Fenster liegend die Wärterin aufmerksam machte. Aber o weh, als ich ihn kaum erblickt, schlug er an die Pauke und heulend verkroch ich mich in's Zimmer zurück. In freundlicher Erinnerung ist mir das Bild eines gepuderten Offiziers geblieben, der im langen Hause einquartiert war und uns Kleinen, wenn wir im Garten herumgeführt wurden, mit Händeklatschen begrüßte. Und auch das allgemein im Hause ertönende „Gottlob“ glaube ich noch zu hören, als man versichert wurde, die Franzosen seien für immer abgezogen. Neben den Franzosen hörte ich dann als eine eben so arge oder noch schlimmere Brut die Patrioten schildern, welche den Aristokraten, zu denen alle rechtschaffenen Leute gehören, die Köpfe abhauen und auf Spießen herumtragen. Die Patrioten seien die Freunde der Franzosen, weil diese ihrem König den Kopf abgehauen haben. Die Helvekler seien alle Patrioten. Dann kam es mir aber gar sonderbar vor, wenn ich in Gesprächen der „Großen“ über Herren in der Stadt urtheilen hörte: Es ist ein Erzpatriot.

Auf Ostern 1802, wenn ich nicht irre, wurde ich zum ersten Mal in die Schule geführt zu einer alten Jungfrau Weber an der untern Bäume, in dem Hause, das späterhin der Kartenzeichner Keller besaß. Hier saßen 12 bis 15 Knaben und Mädchen um einen langen Tisch, nach der Ordnung des Dienstalters und gleichzeitig des Wohlverhaltens, am obersten Ende Leonhard Wirth, der als Einleitungsgebet ein von Lavater paraphrasirtes Unser Vater her sagte, welches mit den Worten anfängt: Vater unser aller Vater u. s. w. Ich blickte voll staunender Bewunderung auf diesen Senior der Versammlung hin, der auswendig so ein langes Lied hersagen konnte, und es schien mir ganz unmöglich,

daß ich nach einem Jahre selbst jenen Platz einnehmen und das nämliche Gebet ebenso rasch und gedankenlos herunterhauen sollte. Die Mitschüler waren beinahe alle Kinder von Papa's Sonntagkameraden oder der lieben Tante Sonntags- oder Donstagsgespielinnen. Seitwärts des langen Tisches stand ein rundes einfüßiges Tischchen, an welchem die Lehrerin saß und wohin eins um's andere für den Unterricht berufen wurde. Auf dem Tischchen lag die Ruthe, mit welcher gewaltig gedrohet, aber der sanfteste Gebrauch gemacht wurde. Hätte eine ernste Exekution gegen irgend eines der Schulgespielen stattgefunden, sie wäre mir sicher im Andenken geblieben. Es waren eben alles gutmüthige Kinder aus anständigen Häusern. Der Unterrichtsengang war folgender: Zuerst das Buchstabiren aus dem alten Namenbüchlein mit dem Aß am obern Ende des illustrirenden Holzschnittes und dem Ymmenfraß und der Zibetkaß am untern Ende und in den Uebungen bei dem Buchstaben r die Worte: rell, ralzen, Rotten. Hatte man dieses los, dann kam's an den „Lehrmeister“ (eine kleine Sammlung von Bibelsprüchen und Liederversen), dann an die Zeugnuß (Katechismus), und endlich an das Neue Testament, nebenbei auch das Wasserbüchlein (eine gut gewählte Sammlung von Bibelsprüchen, Gebetlein und Bruchstücken aus geistlichen Liedern). Daß wir sämmtliche Frage- und Antwortstücke des Katechismus, die sogenannten vier Hauptpunkten fix und fertig, und wie sich von selbst versteht, größtentheils ohne ihrem Sinn nachzuspüren, hersagen lernten, war eine Hauptaufgabe dieser Schule. Ein Unterricht im Schreiben wurde hier nicht ertheilt. Es war keine öffentliche Primarschule, sondern eine Privatanstalt, aber ganz nach dem System der öffentlichen betrieben, welches dann wenige Jahre später einem den veränderten Verhältnissen entsprechenden Platz machte.

Auch an einem Schulfeste fehlte es nicht. Der Namenstag der Jungfer Weberinn wurde bei ihr gefeiert, indem sie uns Ruchlein austheilte und mit uns lustig machte. Bei schönem Wetter ging man in's Wäldlein, d. h. unter die Kastanienbäume, die auf dem jetzigen Theaterplatz standen; bei schlechtem Wetter fanden die Spiele im Hause statt,

unter andern das Gufensuchen, wobei die Festgeberin, die an diesem Tage in vollem Rufe erschien, auf der Zither spielte und durch die schwächeren oder stärkeren Töne die Entfernung oder Annäherung des gesuchten Gegenstandes andeutete. An gewissen Tagen hatten wir Ferien oder, wie man sagte, Orblig (verstümmelt für Urlaub). Dann prüfte mich die liebe Tante über die vier Hauptpunkten, nämlich ich sagte ihr alle Fragstücklein der Zeugnuß her, ohne je anzustoßen. Darauf war ich nicht wenig stolz und verübelte es ihr beinahe, daß sie, als wir an das Fragstücklein kamen: Was erfordert Gott im siebenten Gebot? dasselbe mit den Worten überschlug: „Das will ich dir schenken.“ Und es langweilte mich, wenn sie sich durch eine von ihr gestellte Zwischenfrage überzeugen wollte, ob ich auch verstehe, was ich hersage.

Im September 1802 fand das helvetische Bombardement statt. Wir beiden Kleinen wurden in unsern Bettchen in den Saal zu ebener Erde hinabgetragen, was uns herrlich dünkte. Das von mir sonst sehr gefürchtete Schießen glaube ich wegen Schlastrunkenheit nicht beachtet zu haben. Die gute Tante und die Dienstboten blieben wach. Im Saal brannte Licht und es stand Wein und anderes bereit, um Papa und andere einkehrende Offiziere zu erfrischen. Zuweilen hörte man Pferde vorbeireiten. Die Frauen eilten dann an's Fenster und riefen durch die Jalousien hinaus: Wie steht's? Und von draußen ertönten Männerstimmen: Gut, gut! Der Tonwechsel dieses Duetts dünkte mich sehr spaßhaft, an die Bedeutung der Sache dachte ich nur gar nicht. Einige Monate später sagte uns die liebe Tante, als sie uns zu Bette gelegt hatte, wie die Stadt in großer Gefahr gewesen wäre, wenn nicht der liebe Gott einen Engel gesandt hätte, der die Granaten von der Stadt abgewendet habe. Diesen Engel werde sie uns morgen zeigen. Darauf freute ich mich denn sehr und stellte mir ihn vor, wie er zu Fuß durch Stadelhofen spazierte und mit seinen Flügeln Parade machte, und war dann am folgenden Tage sehr enttäuscht, daß es der Engel auf dem Neujahrsstück der Hülfsgesellschaft war, welcher mit seiner Megide über den Thürmen der Stadt schwebt.

Während des Bombardements konnte man in den Tagesstunden, besonders in unserm von keinen Schüssen beunruhigten Stadttheil, ruhig durch's Fenster schauen, und freute sich beim Einzug von „Hülfe“, nämlich von Getreuen ab der Landschaft, zuweilen nur bescheidene Trüppchen von sechs oder acht Mann, dann aber einmal ein Zug von dreißig oder vierzig. „Die alle kommen uns zu Hülfe“, sagten die Großen.

Bald nach dem Bombardement vernahm man mit Schrecken, die Franzosen werden wieder kommen, und ich wurde belehrt, der General Bonaparte regiere jetzt die Franzosen. Eines Tages verkündigten uns die Brüder, es werden am Abend 800 Bündner durch Stadelhofen einziehen. Es war am 29. September 1802, und wir Kleinen, statt um 7 Uhr oder früher zu Bett gelegt zu werden, durften bis zur Ankunft dieser Armee, welche vielleicht um 1/2 8 Uhr, jedenfalls bei völliger Dunkelheit, erfolgte, so lange aufbleiben. Weil damals noch keine öffentliche Straßenbeleuchtung bestand, so wurden, um den Truppen zu leuchten, aus allen Häusern Laternen herausgehängt. Das Glitzern der Gewehre und die vorübergehende Beleuchtung der Mannschaften und der wenigen Pferde übte auf uns einen ungewöhnlichen Zauber und dieses Bataillon (es waren in der Wirklichkeit 6—700 Mann Bündner, Glarner, Appenzeller, unter Kommando des Baron Heinrich v. Salis-Zizers) erschien mir als eine ungeheure Kriegsmacht. Auf unsere Frage, gegen wen diese Bündner in den Krieg ziehen, war die Antwort: „Gegen die Helveten.“ „Nicht gegen die Franzosen?“ „Nein, die sind jetzt Freunde.“ Das kam mir sonderbar vor.

Besonders imposant war mir aber etwa 14 Tage später der Einmarsch der von der Entwaffnung der hintern Kantonstheile zurückkehrenden Truppen. Da sah man Chevaulegers, dann das Freikorps zu Fuß in grüner Uniform mit dreieckigem Hut und dunklem Roßhaarbusch, dann noch ein Bataillon nicht uniformirter Landmiliz, eine oder zwei Kanonen und einen langen Wagenzug mit den „den Patrioten“ abgenommenen Waffen und andere Trophäen, wovon hauptsächlich eine

dreifarbige helvetische Fahne in aller Breite auf einem Wagen entfaltet liegend die Augen der Zuschauer auf sich zog.

Ziehen diese Soldaten alle gegen die Franzosen, fragte ich wieder. „Nein, sie gehen ihnen zwar entgegen, aber als Freunde“, antworteten die Großen. „Die Franzosen helfen uns, sie halten es nicht mehr mit den Patrioten.“

Wenige Tage später rückten die Franzosen zum dritten Mal in Zürich ein und zwar nicht weniger als fünf Bataillone und ein Kavallerieregiment. Unser Freikorps wurde nun aufgelöst und mußte die Waffen abgeben. Auf Verwendung meines Vaters, der das Stadtkommando den Franzosen übergab, wurde dem Korps bewilligt, die Gewehre in unserm Hofe, nicht vor französischen Truppen abzugeben. Ich hüpfte im Hofe herum, als plötzlich das Freikorps (nämlich diejenige Abtheilung, welche noch neben den Franzosen die Hauptwache besetzt gehalten hatte) um die Ecke bog und in den Hof hineintrat, ganz still, der Tambour mit der Trommel auf dem Rücken. Wie sie nun aber die Gewehre in Pyramide stellten und mir unbekannte Bewegungen damit vornahmen, ergriff mich die Besorgniß, sie könnten schießen, und ich floh nach der Stube.

Es war durch das ganze Jahr 1803 eine schwache französische Besatzung in der Stadt und häufig hieß es, sie gehen ganz fort. „Ach, seufzte die gute Jungfer Weberin, man hat schon so manchmal geglaubt, sie seien fort, und dann sind sie immer wieder gekommen.“ Mir selbst waren ihre Festlichkeiten sehr fatal, wenn sie von dem Wall auf der Promenade Kanonenschüsse ertönen ließen, oder als ihrem General zu Ehren das Kriegsschiff eine Spazierfahrt machte und wir Kleinen von den Mägden nach dem Holzschänzli geschleppt wurden, vor welchem es anhielt, um das Publikum mit Musik, Kanonenschall und dem Anblick der auf demselben flatternden Trikolore zu entzücken. Ich wagte kaum hinzusehen, während andere Buben den Bewegungen des Kanoniers begierig mit den Augen folgend riefen: Jetzt, jetzt! — Dann folgte das mich durchzuckende Feuerlein und der von mir jedes Mal mit Geheul begrüßte furchtbare Knall.

In lebhaftem Andenken ist mir auch ein Besuch, welchen etliche französische Husarenoffiziere in schönen dunkelbraunen Uniformen (mit hellblauen Hosen) meinem Vater abstatteten; wie er sie bis unter die Hausthüre begleitete, und wie sie sich auf der Treppe vor dem Hause mit großem Lärm und Ausstrecken der Hände, auch obligatem Säbelgerassel gegen ihn umwandten, um ihm das weitere Geleite zum Portal zu untersagen. Vielleicht ist dies der nämliche Besuch vom Neujahrstag 1803, dessen Muralt im Leben Reinharbs erwähnt als eines Vorfalls, der in der Bürgerschaft damals Aufsehen machte. Diese Husaren (12e) wurden während ihres Aufenthalts in der Schweiz in Dragoner (30e), sogenannte Roßschwänze umgewandelt, welchen der von ihrem Helme herabwallende Roßhaarbusch ein grimmiges Aussehen gab.

Es fallen in jene Zeit ziemlich viel Hinrichtungen. Die Delinquenten wurden unter dem Geläute der großen Glocke im Großmünster aus dem Wellenberg in einem Kahn nach dem Sonnenplatz herübergeschifft, hörten vor dem Rathhaus das Urtheil an und wurden durch den Kennweg zur Richtstätte hinausgeführt. Meine ältern Brüder gingen dann zu Onkels im Regenbogen, um die Ausführung anzusehen. Da erzählten sie dann von einem wegen Giftmord Verurtheilten, Namens Hochstraßer, wie furchtbar er ausgesehen habe wegen seines schwarzen Bartes, den man ihm nicht geschoren hatte. In unserer Helgenammlung von Porträts, Landschaften und andern Bildern in allen möglichen Formaten waren auch einige Köpfe von Antiken, unter welchen einer mit starkem Bart. Es mag Homer oder Sokrates oder sonst ein solcher Herr gewesen sein. Das sei der Hochstraßer, sagte uns Bruder Henri, und das brachte mich auf den Gedanken, alle die Köpfe unserer Helgenammlung, unter welchen sich kein Rock oder Kragen befand, seien durch den Henker abgeschlagen.

Erst mit zurückgelegtem 6. Jahr wurde ich von der Züppe emanzipirt und in Hosen gesteckt, nebst mir auch der $\frac{5}{4}$ Jahr jüngere Nanti. Wir beide, sowie auch die Großen, wurden in hellblaues Uniformtuch gekleidet; den Kragen hatte jeder von einer besondern Farbe,

doch keiner grellen. Der meine war dunkelblau, der von Bruder Fritz grasgrün. Auch Oberst Ziegler kleidete seine Buben Stöffli, Hans und Eduard in gleicher Weise. In andern Familien fand dieses Beispiel wenig Nachahmer.

Am 16. November 1803 kam ich zum ersten Mal in die Kirche aus Anlaß der Taufe eines neugeborenen Vettters (nachmals Notar J. Escher-Matthen). Diese geschah zu Predigern durch Herrn Helfer Spöndli in einem Mittwoch-Abendgebet, welches damals eine Kinderlehre war, denn ein Mädchen mußte die Fragen aus dem Katechismus über die Erbsünde beantworten. Das auffagende Kind hatte lang herabhängende, ziemlich weit unten zusammengehaltene Haare, und ich dachte mir Eva, als sie in den Apfel biß, ungefähr wie diese Niederdorftochter gestaltet.

Auf Ostern 1804 erfolgte mein Eintritt in die sogen. deutsche Schule. Da der Lehrer in der großen Stadt für brutal und die Schülerschaft aus dem Niederdorf auch für die weniger polirte galt, so bestimmte man mich für die von Herrn Obmann Wiser regierte Schule der kleinen Stadt. Vorerst fragte es sich, ob ich trotz des am Zeigefinger fehlenden ersten Gelenkes (im zweiten Lebensjahr hatte ich beim Saugen am Zeigefinger von Kinderkonvulsionen überrascht denselben so zerbissen, daß das vordere Gelenk abgenommen werden mußte) mit der rechten Hand werde schreiben können und berief daher den Herrn Obmann zu einer Begutachtung. Dieser brave Mann war Obmann eines l. Handwerks der Kürsner, hatte aber sein Geschäft bereits aufgegeben und sich dem Lehramt gewidmet. In seiner Jugend hatte er beim Regiment in Holland gestanden und war wegen seiner schönen Handschrift Feldschreiber geworden. Er hatte eine soldatische Haltung, ein lebhaftes Auge und eine gewaltige Stimme. Bei aller Strenge war er freundlich und von den Knaben gleichmäßig lieb gehalten und gefürchtet. Als er nun in's Haus kam und ich ihm vorgestellt wurde, gab er mir ein Bleistift in die Hand und hieß mich einige Striche machen. Dann wandte er sich gegen den eintretenden Papa in strammer

Haltung und rapportirte: „Herrrr Major! Der Knabe wird mit der rechten Hand ganz gut schreiben können; das Gleichli, das ihm fehlt, ist zum Schreiben ganz überflüssig.“ Beiläufig gesagt täuschte sich der gute Mann über den letztern Punkt doch ein wenig, wie ich später erfahren mußte.

Die Zeit meines Eintrittes in die Schule fällt nahe zusammen mit der Niederdrückung des Aufstandes in unserer Landschaft. Wahrscheinlich wurde die Eröffnung des Schulkurses oder wenigstens mein erster Gang in die Schule so lange hingehalten, bis die Krisis vorüber war.

Von jenen Ereignissen ist mir einiges noch lebhaft vor Augen.

1. Die Huldigung am 15. März 1804. Um den Einzug der Behörden und Günste in die Großmünsterkirche anzusehen, wurden wir Kleinen zum Onkel Kapitän in der Weinleiter geführt. Als wir auf dem Wege dahin durch den Kreuzgang des Großmünsters gingen, wurden hier von der neu errichteten Standeskompanie (den sogen. Garnisonlern) die Schildwachen ausgestellt. Diese stehende Truppe bestand aus Geworbenen (auch aus andern Kantonen, anfangs sogar einige Ausländer). Es waren meist große Leute, hellblau uniformirt, sowohl Rock oder vielmehr Röcklein, so kurz, daß es heutzutage anstößig wäre, als die Beinkleider, über welche bis zur halben Wade schwarze Ueberstrümpfe sich angeschlossen. Ein großer in die Quere getragener Zweimaster mit weiß und blauem Federbusch war auf das bepuderte und bezopfte Haupt gedrückt. Auf dem Platz selbst marschirte dann die Standeslegion (die sogen. Legionler) auf, aus dem bisherigen Freikorps gebildet, dessen Chef unser Papa war, bestehend aus Infanterie, Jägern, Kanonieren und Chevaulegers, letztere von der Jugend als Husaren titulirt. Die Infanterie, neu uniformirt, trug hellblaues Röcklein mit dunkelblauen Aufschlägen und weißem Vorstoß, weiße Tuchhosen, schwarze Ueberstrümpfe, das Haupt (wenigstens bei der Mehrzahl) bezopft und ich vermuthete bei allen bepudert; statt des Hutes eine Mütze (das Wort Tschako war damals noch nicht in Uebung),

ähnlich dem jetzigen Käpi, aber ohne Schirm auf der Rückseite, mit weißem Zapfen (Pompon in Gestalt eines Tannzapfens) und hellblauem Geschling; die Jäger dunkelgrün mit schwarz, aber in Hüten gleich den dunkelblauen Kanonieren; die Husaren grüne Röcke mit schwarzsammtnen Abzeichen, hellblaue Hosen, gelbes Lederzeug, Mützen mit einem langen grünen Federbusch und grünem Geschling und die von der Jugend besonders bewunderte Husarentasche, welche aber durchaus nicht militärischen Inhalts war, sondern Pfeife und Tobaksbeutel, bei Nichtrauchern das Mastuch oder sonst etwas Nutzbares enthielt. — Die Feierlichkeit begann mit Glockengeläute und dem feierlichen Einerschreiten schwarzgekleideter Herren paarweise in geordneten Zügen. Das seien die Zünfte, sagte man uns, dann kamen die Behörden, der kleine Rath u. s. w. mit ihren Weibern in den weiß und blauen Mänteln. Als diese alle in der Kirche waren, bildete die Legion ihre Gewehrböcke (Pyramiden) und trat ebenfalls in die Kirche. Man sagte mir, sie müssen auch schwören, und es bildete sich in mir eine dunkle Idee von dem Unterschiede zwischen der Legion und andern Soldaten und der Eigenschaft der erstern als Bürger.

2. Der Tag des Gefechts auf der Bocken. Bruder Fritz kam am Morgen nach 8 Uhr schon aus der Schule zurück; man habe ihnen Ferien gegeben, weil man am See kriege, und die Zolliker (in seiner Schulklasse waren vier Zolliker, Obrist, Heußer, Bleuler und Kienast) seien weinend nach Hause gelaufen, und bald werde man die Kanonen auf die Schanzen führen. In der That rasselten bald darauf zwei Kanonen durch die Straße und ich sah sie auf den hohen Wall zwischen der (Stadelhofer-) Porte und dem See hinaufschleppen. Es waren keine Pferde vorgespannt. Abends sah man das Feuer der auf der Bocken angezündeten Scheune. Die Frauen jammerten und weinten; mir schien das sonderbar, das Feuerlein war ja ganz klein.

3. Die Hülfsstruppen aus andern Kantonen. Seit einem halben Jahr vielleicht, gleich mit Beginn des Abzugs der Franzosen, war Papa wieder Stadtkommandant geworden. Am Portal unsers Hofes wurde

ein Schilderhäuschen aufgestellt und zuweilen hielt ein Garnisonler Schildwache. Jetzt war immer eine Schildwache da und ich sah einen schönen Aargauer, hellblau mit schwarz, mit auf der linken Seite aufgeschlagenem Hut, wie sie damals auch für unsere Milizen eingeführt wurden; später einen gar freundlichen Berner, dessen elbfarbener Rock zu hellblauen Aufschlägen und hellblauen Hosen mir sehr wohl gefiel. Dazu trugen einige rothe Geschlinge um die Mütze und rothe Epauletten (es war das Abzeichen der Grenadiere). Von den Freiburgern, welche meistens französisch sprachen und zum dunkelblauen Rock hellblaue Hosen trugen, erzählten die Brüder, daß sie den „Schlegelmarsch“ schlagen gleich den Franzosen. Einmal kam auch durch Stadelhofen eine Kompagnie dunkelblau mit hellblau gekleidete Soldaten und zwei Fahnen neben einander, beide weiß und roth, aber die eine geflammt (wie alle Fahnen der alten XIII Kantone) und die andere von den beiden Farben halbart. Man sagte, es seien Solothurner. Seitdem habe ich gelesen, daß Solothurner- und Unterwaldnerkompagnien zu einem kleinen Bataillon vereint waren, daher die zweierlei Fahnen.

Ich komme auf die Schule zurück. Die Klasse des Herrn Obmann Wiser war im Fraumünsteramt und die Schulstube auf dem obern Boden, links von der Lezgen (der alten Aula, auch die 7te genannt, offiziell Collegium humanitatis), welche ein paar Treppenstufen höher lag. Unser Hauptlehrmittel war der zweite Theil des Winterthurer Lesebuchs, ein vortreffliches Schulbuch, der Lehrer wußte auch den Unterricht anziehend zu machen. Bei meinem ersten Eintritt in die Schule kam ich, wie alle Neulinge, in die vorderste Reihe nächst der Tafel, auf welcher die Deklinationen gemalt waren, und es däuchte mir prächtig, mit der Gesammtheit der Schüler dem Stöcklein des Lehrers folgend laut herfagen zu können:

Erster Fall: Wer oder was?

Zweiter Fall: Wessen?

Dritter Fall: Wem?

Bierter Fall: Wen oder was?

Fünfter Fall: Du oder o!

Sechster Fall (nach tief geholtem Athemzug): Von wem, in wem,
aus wem, auf wem, mit wem und woooo!

Der gestrenge Lehrer strafte zuweilen à la Landvogt Landolt in origineller Weise. Er drehte aus einem Bogen Papier eine hohe spitze Mütze, wie sie die Böggen am Sechselfäuten tragen, schrieb den Namen des Vergehens darauf: Ein Faulenzer oder ähnliches; und mit dieser Mütze auf dem Kopfe wurde der Bestrafte während der Pause unter die offene Thüre gestellt. Als einmal einer die Schule schwänzte und eine arge Lüge vorbrachte, sprach er ihm mit donnernder Stimme sein Urtheil, ausgestellt zu werden mit der Mütze und der Inschrift: Ein Lügner, ferner das Lied Nr. 224 im damaligen Gesangbuch: Laß mich Höchster darnach streben, stets ein Wahrheitsfreund zu sein, auswendig zu lernen, jeden Tag eine Strophe aufzusagen und darnach zur Befräftigung ein halbes Duzend „Löpen“ zu empfangen. Da jenes wohlgemeinte aber breite Lied eine nicht kleine Zahl von Strophen enthält, so hatten wir vielleicht neun Tage die Wiederholung der Exekution dieser exemplarischen Bestrafung zu gewärtigen, allein schon nach der zweiten Strophe blieben nicht nur die Schläge aus, sondern erfolgte (zu meinem innerlichen Mißvergnügen) unter einem scharfen Zuspruch die Begnadigung des Schuldigen. Harmloser war eine andere Züchtigung. Einmal setzte er zwei oder drei, welche beim Schreiben sich faul und schläfrig erwiesen, zusammen und sagte ihnen, sie sollen lieber nicht arbeiten, sondern gfätterlen, stellte ihnen auch bleierne Soldaten auf und entließ sie dann nach Hause, indem er jedem noch in ein sauberes Papier eingewickelt ein Krämlein mitgab. Schon hatte ich, und wohl nicht ich allein, diese Glücklichen beneidet. Aber als sie zur Thüre hinaus waren, sagte der Lehrer: „Wollt ihr wissen, was die Krämlein sind? — Namenbüchlein.“ Das gab nun ein schallendes Gelächter, weil bei den Deutschschülern das Namenbüchlein der äußersten Verachtung genoß.

Am Sylvester war herkömmlich Krieg — nur am Morgen etwa eine halbe Stunde lang vor der Schulstunde — zwischen den Schülern

beim Fraumünster und denen beim Großmünster, hauptsächlich zwischen der vierten Bürgerschule und der ersten Gelehrten. Mir war die Sache unbekannt und als ich arglos durch's Helmhaus gehen wollte, standen zwei Buben mit vorgehaltenem „Linier“ und wehrten mir den Durchpaß. Ich stand auf dem Punkte zu heulen, da kam ein Großer mit einem Stöcklein bewaffnet, lächelte mir freundlich zu und befahl mich gehen zu lassen. Das war ein Nägeli vom Albis (Bruder des mir in alten Tagen noch theuer gewordenen Militärarztes aus Holland), welcher wenige Monate später der Schule entwich und Soldat wurde, ein Prachtburche, welcher allein im Stande gewesen wäre, die ganze Armee des Fraumünsters in die Flucht zu schlagen. Diese fand ich dann jenseits der Brücke in einem Knäuel versammelt. Von beiden Seiten wurde gewaltig geschrien und gestikulirt. Als ich mir aber das etwas betrachten wollte, und einen Augenblick stillstand, kam Bruder Fritz aus dem Haufen auf mich zu und sagte: Mach daß du schnell in die Schule kommst, denn es wird sogleich losgehen und dann wirst du „überrennt.“ Das war mir gleichbedeutend mit zu Tode getreten. Gleichzeitig rief der Anführer der Heldenschaar (es war der nachmalige Doctor Abegg, der als der stärkste galt) mit einem gewaltigen Linier winkend: „Zurück“, und schon begann ein Theil zu fliehen, so daß mir, als ich durch das noch bestehende Gängelein des Vordergebäudes strich, die Warnung sehr begründet erschien. Uebrigens schlug es bald darauf 8 Uhr und von beiden Seiten eilten die Streiter nach der Schule. — Damals bestand auch die aus uralter Zeit datirende Sitte, daß wer von den Schülern am Sylvester der letzte in die Schulstube trat, den Wandkalender für das neue Jahr anschaffen mußte. Das schien mir etwas kostspieliges, da einige ihn auf Kartendeckel aufgezogen und mit farbigem Papier eingerahmt lieferten, und als einmal (ich glaube, es war in der zweiten Klasse der Bürgerschule) ein armer Bube der letzte war und auf die Frage des noch später eintretenden Lehrers: Wer sorgt uns für einen Kalender? Thränen vergoß, (in der Voraussicht zu Hause Schläge zu bekommen), so that es mir im Herzen wohl, als der vier-

schrötige Lehrer Herr Pfarrer Hafner in die Hosentasche griff und dem Armen zwei Schillinge reichte: Geh, hol einen. Da war ich wieder verwundert, daß ein Kalender nicht mehr koste. Der wurde dann einfach mit Oblaten auf den alten aufgeklebt.

Neben der Schule hatten wir zu Hause einige Stunden wöchentlich Privatunterricht für Schönschreiben, wenn ich nicht irre und schriftliche Aufsätze, mit Unterhaltung aus Rapps Naturgeschichte, (soviel ich mich erinnere) und ähnlichen Erziehungsschriften verbunden. Dieser Hauslehrer war Herr Pfarrer Martin Pestaluz von Wytikon, ein lebhafter, munterer, frischer junger Mann, damals im Alter von 22—23 Jahren. Er hatte 1802 im Freikorps gestanden und im Jahre darauf wurde er Pfarrer der Filiale Wytikon. Der liebe Mann lebt bei mir in freundlichstem Andenken fort. Ohne sehr gelehrt zu sein besaß er eine vielseitige Bildung. Einmal, da er unpäßlich war, gingen wir zu ihm in das Haus des Bäckers Bögeli beim Raßenthörli. Da trat ein starker alter Bauer ein, welchen der Pfarrer als Seckelmeister titulierte. Dieser eröffnete mit lauter Stimme: „Wir haben gestern die Mezgeten gehabt und da bringe ich dem Herrn Pfarrer ein Münsterli“ und zog dann aus einem Sacke einen prachtvollen Schinken hervor. Jetzt war mein Entschluß gefaßt: Ein Pfarrer will ich werden. Wenige Wochen später machte Herr Pfarrer unserm Papa die Mittheilung, Herr Dekan Hofmeister in Niederweningen liege in den letzten Zügen, er gedenke sich um diese Stelle anzumelden und ersuche meinen Vater, ihn bei seinen Freunden in der Regierung zu empfehlen, da der Kleine Rath die Stelle zu besetzen hatte. Mich befremdete es, daß man eine Pfarrei aufgeben könne, woher man so schöne Schinken bekam. Die Sache kam auch bald in Richtigkeit und nun erfolgte auch des Herrn Pfarrers Verlobung mit der schönen Jungfrau Drell zum goldenen Löwen. Das verschaffte uns dann das Vergnügen, daß er uns mit seinen künftigen Schwägern, den Drellenbuben, zu einer Spazierfahrt auf dem See und zum Baden mitnahm. Wir badeten in der Nähe des Werdmüller- (später Muralten-) Guts. Da hieß er mich ihm auf den Rücken

sitzen und um den Hals fassen, indeß er schwamm. Das ergötzte mich, aber auf einmal rauschte es mir um die Ohren und war es mir grün vor den Augen und ich hielt mich für ein Kind des Todes. Gleich darauf stand ich wieder auf meinen Füßen und erfuhr nun erst, daß ich absichtlich „getünfelt“ worden sei. Dann fuhren wir zum Hornegg, wo wir einkehrten, und die einen eine süße, die andern eine saure Milch aßen. Das war im Jahr 1806 und ich schrieb diese Dinge der lieben Tante nach Schinznach auf Annahmen des Herrn Pfarrers. Natürlich machte ich einen Sudel, welchen Herr Pfarrer wie einen andern schriftlichen Aufsatz corrigirte und den ich dann schön in's reine schrieb. Wie groß war aber meine Bestürzung, als ich später mit einem kühlen Danke für den Brief den Zusatz hören mußte, man habe von mir, nicht vom Herr Pfarrer einen Brief gewünscht. Ich ließ mich dann bereden, den Sudel vorzulesen, worin es anstatt „da badeten wir recht vergnügt“ hieß: „da thaten wir baden.“ Als nun die Großen darüber ein Gelächter erhoben, wurden sie von der Tante abgemahnt und mir von ihr versichert, der Brief hätte ihr mehr Freude gemacht. Merkwürdig ist es, daß so ein gemüthlicher Mann, wie dieser liebe Pestaluz dies damals nicht empfunden hat.

In den Sommermonaten 1804 und 1805 waren wir zwei Kleinen nebst der Schwester Luise unter der Obhut der lieben Tante bei Onkel Rittmeisters*) auf Schwandegg zum Besuche. In einer schwer gepackten verschlossenen Kutsche fuhren wir von Hause ab und das erste, was mir auffiel, war, als wir durch das Halseisen hinauf zur Kronenporte fuhren, daß die Bäume am Wege hinter sich gingen. Langsam ging es dann den Zürichberg hinan zu den Langensteinen und jetzt schon fragte ich, ob es noch weit sei bis Winterthur. In Basserstorf (damals sprach man Wasserstorf) großer Jubel beim Anblick der Störche auf dem Kirchthurm. In Winterthur Einkehr und Mittagessen in der Sonne. Dann Wagenwechsel, indem uns die Chaise von Schwandegg, geführt von dem freundlichen Rudi, aufnahm. In Hettlingen und

*) S. oben Seite 93.

Ossingen wieder Störche, in Hufen Fahrt durch den Bach, welcher über die Straße lief. Endlich Gysenhart, jetzt haben wir nur noch eine Viertelstunde. Wie lange kam mir die vor. Endlich Schwandegg, wo Herr Onkel und Frau Tante und Jungfrau Mina Hofmeister (nachmals Frau Pfarrer Heidegger in Höngg) und Herr Major Schaufelberger uns erwarteten. Daß die Frauenzimmer sich küßten, konnte ich begreifen, aber daß sie dabei Thränen vergossen, fiel mir auf, da man ihnen nichts zu Leide gethan hatte. „Aber, sagte ich später zur Tante, warum habt ihr auch geschrauen?“ und vernahm dann zu meiner Verwunderung, daß man auch vor Freuden weinen könne.

Das Schloß Schwandegg hatte nicht viele, aber trefflich bewirthschaftete Güter, etwa sechs Zuchart Aebn vorzüglichen Gewächses, und Fütterung für drei oder vier Kühe und zwei Pferde. Soviel hielt nämlich der Onkel in seinen Ställen. Am meisten zog mich aber die Hauswirthschaft an, welcher die Tante Rittmeisterin, eine schöne, etwas wohlbeleibte, aber ungemein rührige Frau mit großer Sorgfalt vorstand. Neben dem Hausknecht, dem schwarzen freundlichen Rudi, war der Güterknecht, der blonde, übelhörige und einsilbige Hans. Dieser brachte am Abend die Milch aus dem Stall im hölzernen Kübel, aus welchem sie in irdene Schüsseln übergegossen wurde. Was davon nicht als frische Milch für die Haushaltung verwendet wurde, blieb in der Speisekammer stehen, wurde dann abgerahmt und der Rahm in einem artigen Drehfäßchen in Butter umgewandelt, die saure Milch aber, wofern sie nicht unter den Hausgenossen selbst Liebhaber fand, an die Schweine abgegeben. Auch die Katzen meldeten sich dafür an, deren etwa ein halbes Duzend vorhanden war, eine große bunte, Schöni, eine schwarze, Muffeli, und zwei rothbraune, der große und der kleine Fuchs. Neben ihnen lebten friedlich die beiden Hunde, der Binggis, ein wachsender Spitz, den ich wegen seines Bellens und Knurrens fürchtete, und der Pößli, ein drolliger freundlicher Mops mit abgeschnittenen Ohren. Hühner und Tauben waren ebenfalls zur Genüge vorhanden.

Unser gewöhnliche Tummelplatz war die vordere Allee (von Obstbäumen). Die hintere oder Pappelallee hingegen betraten wir wenigstens im ersten Jahr nur unter Aufsicht, und da sie steil bergan ging, so kostete es mich nach der mir anerborenen Faulheit keine Ueberwindung nicht weiter zu gehen als mir erlaubt war. Diese Allee hatte auf halbem Wege eine Bank und ebenso am obern Ende, wo sie mit einem Rondeel schloß, welches vom Gehölz umgeben war. Dieses Wäldchen und andere ringsum waren das Ziel der gewöhnlichen Spaziergänge der Damen, welche der freundliche Herr Major Schaufelberger mit seinem Flötenspiel erfreute. Zu Hause spielte er auf einer gelben oder einer schwarzen; beim Spazieren hingegen auf einem gelben oder einem zimtbraunen Flageolet. Der gute Mann suchte hier Heilung von seiner Schwermuth. Man schrieb sein Uebel einem Säbelhieb zu, welchen er 1802 in dem Scharmüzel bei Lufingen von einem helvetischen Husaren in den Kopf erhalten hatte, allein wenn er auch selbst dies glauben mochte, so war dem nicht so, denn schon in seiner Jugend als französischer Offizier zeigten sich an ihm Spuren von einer an Geistesstörung grenzenden Sonderbarkeit. Der Unglückliche ist erst in den Dreißigerjahren, nachdem er über 70 Jahre alt geworden, gestorben.

Die Gegend um Schwandegg mit ihren Hölzchen war damals für Jagdfreunde ein Eldorado. Wir sahen manches Häschen über das Feld springen, einmal einen Fuchs und — zum ersten und letzten Mal für mich in diesem Leben — ein Reh, welches in vollem Galopp um eine Waldecke herum bog. Weitere Spaziergänge waren zur St. Anna-Kapelle oberhalb Nußbaumen und auf die Neunforner Hochwacht, hier mit der Aussicht nach Frauenfeld, dort mit derjenigen nach Dießenhofen. Einmal nahm mich der gute Onkel in der Chaise mit nach Trüllikon, wo er Geschäfte hatte. Vor dem Wirthshause ließ er mich einen Augenblick allein, und als er zurückkam, belustigte es ihn nicht wenig, mich von einer großen Zahl Kinder umringt zu sehen, welchen ich ein Märchen erzählte, und die mich mit vollem Beifall anhörten. Das Märchen selbst habe ich vergessen und nie mehr erzählen hören.

Im Spätjahr 1805 bekam man wieder „fremde“ Soldaten zu sehen wegen der Grenzbefetzung. Es wurden Berner angekündigt, und daß ihr Oberst bei unserm Nachbar, Herr Stocker, logiren werde. Ich freute mich im Voraus die elbsfarbene Uniform wieder zu sehen und war unangenehm überrascht, als diese Berner in der mir nicht zusagenden dunkelblauen Uniform, auch mit dunkelblauen Hosen erschienen (Aufschläge hellblau). Hätte ich nicht die roth und schwarze Kokarde und die Fahne gesehen, welche in des Obersten Quartier gebracht wurde, so wäre ich im Zweifel geblieben, ob es Berner seien. Dann kamen auch Waadtländer, von den Buben gewöhnlich Lemaner (wie zur Zeit der Helvetik) geheißen und von vielen Bürgern mit scheelen Augen angesehen, weil dergleichen beim Vorbardement unter Andermatt gestanden hatten. Die ältern Leute hießen sie, wie vor Altem, Welschberner oder einfach Welsche. Ihre rothen Roßhaarbüschel waren mir als Erinnerung an die Franzosen widerwärtig. Da betrachtete ich mit größerem Vergnügen vom Schultische aus durch's Fenster in dem Werkhof, wo sich Stallungen befanden, die Marauer-Husaren in hellblauen Jacken mit dunkelblauen Aufschlägen, weißen Schnüren, weißen knapp anliegenden Hosen, kurzen eleganten Stiefeln u. s. w.. — Große Bewunderung erregte bei der Jugend nächst den Tambourmajoren, welche nach französischer Art gewaltig aufgestutzt waren, der General Wattenwyl und sein Federhut. Ihm zu Ehren fand auf dem Paradeplatz eine Revue der Standeslegion statt, bei welcher ich Papa zum letzten Mal in hellblauer Uniform erblickte, auf Dunkel Kapitäns Schimmel längs der Fronte hinsprengend. In des Generals kleinem Gefolge, mit welchem er zu Fuß durch die Reihen ging, war auch ein Offizier in weißer Uniform, ein Berner in österreichischen Diensten, was, wie ich später vernommen habe, von den Franzosenfreunden nicht unbeachtet blieb.

Mit diesen Erinnerungen aus dem Herbst 1805 schließen die Aufzeichnungen aus der frühen Jugendzeit. Vereinzelt ist noch

zu entnehmen, daß W. Meyer auf Weihnachten 1805 in die Bürgerschule (entsprechend der Realabtheilung der jetzigen zürcherischen Primarschule), auf Weihnachten 1809 in die Gelehrte Schule (jetzt unteres Gymnasium) eintrat. Letztere besuchte er drei Jahre; da er aber, wie er selbst später behauptete, zum Studiren zu faul war, so verließ er dieselbe am Schluß des Kurses, 10. Dezember 1812. Seine Lehrer ertheilten ihm folgendes Abgangszeugniß:

„Wilhelm Meyer hat die Gelehrtenschule bis in die dritte Klasse besucht und von guten Fähigkeiten einen guten Gebrauch gemacht. Er berechtigt zu schönen Hoffnungen für die Zukunft. Wenn seine Lebhaftigkeit zuweilen noch die Schranken des Geziemenden überschritt, so diente ihr die allenthalben hervorleuchtende Gutmüthigkeit zur Entschuldigung. Die Lehrer wünschen diesem ihrem bisherigen Schüler das beste Gedeihen in seinem künftigen Berufe, und hoffen zuversichtlich, er werde sich immer mehr durch Besonnenheit und Ueberlegung leiten lassen.

Zürich,

den 8. Dezember

1812

Im Namen der Lehrerschaft:

Chorherr Bremi.

Gesehen und mit herzlicher Beglückwünschung unterzeichnet von:

Georg Gefner, Rektor.“

Ueber die Zeit von 1809 bis Neujahr 1816 erhalten wir noch einigen Aufschluß durch die Mittheilungen über die Knabengesellschaft im zürch. Taschenbuch 1859. Sie zeigen uns, welch' belebendes und anregendes Element diese Zusammenkünfte waren, wie im Wechsel von Spielen, Spaziergängen, Waffenübungen, dramatischen Aufführungen, Schweizerreisen (Fußtouren nach Schaffhausen, Engelberg, in's Berner Oberland), mit den einfachsten Mitteln die körperliche Gewandtheit, die Naturbeobachtung, die Entwicklung des Charakters und die geistige Lebendigkeit geweckt und gepflegt wurden. Zugleich erfahren wir die Namen der Jugendfreunde Meyer's; wie sein Name, so müßte die Mehrzahl derer, die dort noch mit keinem Kreuzchen bezeichnet sind,

jetzt dasselbe erhalten, nur zwei sind unsers Wissens jetzt noch unter den Lebenden.

Vom Tage des Schulaustrittes an war Meyer in das Geschäft seines Vaters und Oheims, welche unter der Firma Gebrüder Meyer eine Baumwolltuchfabrik betrieben, eingetreten, arbeitete, wie er sagt, nicht sehr scharf, zum Theil aus dem Grunde, weil in den Kriegsjahren 1813 bis 1815 und den nachherigen Nothjahren 1816 und 1817 die Geschäfte schlecht gingen. Im Oktober 1813 begleitete er seinen Vater auf einer Geschäftsreise nach Neuenburg. Am 1. Februar 1816 reiste er nach Lausanne, um dort die französische Sprache zu erlernen, und blieb daselbst bis zum September. Da er nachher nie in Frankreich sich aufhielt, auch seine Reisen ihn nicht dahin führten, so muß er seine Zeit in der Pension trefflich angewendet haben, da ihm nachher stets das Französische in mündlichem und schriftlichem Verkehr ganz geläufig blieb. Wie die letzte dramatische Aufführung am Bächtoldstag 1816 als Abschluß der Jugendjahre nach ihrer heitern Seite, so kann der Wiedereintritt in die heimatliche Handlung im Herbst desselben Jahres als das Ende der Lernzeit bezeichnet werden. Die 20 ersten Lebensjahre waren dem Knaben und Jüngling mit mancher Freude und wenig schweren Tagen vergangen. Es folgte ein Jahrzehnt ernster und eingreifender Erfahrungen, die die glücklich angelegte Natur zum reinen festen Charakter reiften.

3. Notizen aus den Wanderjahren.

M i l i t ä r d i e n s t.

„Im November 1817 zum ersten Male für sechs Wochen in den Dienst des Vaterlandes, als Kadet aber nur einmal pro forma mit dem Gewehr auf die Wache ziehend, sonst als Offizier funktionierend, bis ich beim Ablauf obiger Frist das Brevet erhielt.“

So lautet die kurze Notiz über den Beginn der Thätigkeit M.'s im Militärwesen. Er hegte zu demselben, wie wir gesehen haben, als

Erbtheil seines Vaters von früher Jugend an eine stete Zuneigung, und machte sich in seinen Mußestunden immer heimlicher darin. So gewann er, obgleich er selbst wenig Gelegenheit zu praktischer Thätigkeit auf diesem Gebiete fand, die umfassenden Kenntnisse und die sichere Beobachtungs- und Darstellungsgabe, durch die er als Militärschriftsteller später weitem Kreise bekannt wurde.

Das erwähnte Brevet mag als Beispiel damaligen Kanzleistyls hier seine Stelle finden:

„Wir die Verordnete Militärkommission des Eidsgenösslichen Standes Zürich, thun kund hiermit, daß Wir den Herrn Wilhelm Meyer von Zürich als 2ten Unterlieutenant der Infanterie des 1sten Bundesauszugs erwählt haben; befehlen Wir Jedermänniglichem, dem Wir zu gebieten haben anbefehlen Selbigen nicht allein in solcher Qualität zu erkennen sonder Ihme auch in allem, so den Dienst angehet mit gebührender deferenz und Gehorsame zu beegnen; dessen zu Urkund haben Wir Ihme gegenwärtiges Brevet mit Unserem gewohnten Siegel, und mit Unseres H. Herren Präsidenten und Unserer Canzley Unterschrift versehen zustellen lassen. So geschehen Zürich den 8ten Novembris 1817.

Der Präsident der Militärkommission:

Für denselben

Ed. v. Meiß, des Raths und Oberst.

Der Secrétaire der Militärcomission:

J. C. Escher.“

Die ganze militärische Carriere M.'s läßt sich in folgende kurze Daten zusammenfassen:

November 1819: Ernennung zum 1. Unterlieutenant.

Dezember 1822: „ „ Oberlieutenant.

„ 1824: „ „ Widemajor mit Oberlieutenantsrang.

„ 1825: „ „ Hauptmann.

Mai 1828: Entlassung aus dem Militärdienst in Folge der Wahl zum Staatskassier.

Während dieser Zeit erfolgte kein eidgenössisches Aufgebot, das dem jungen Offizier Gelegenheit gegeben hätte, seine theoretischen Kenntnisse und seine praktische Thätigkeit zu bewähren; daß er erstere besaß und zu letzterer die Anlagen hatte, beweist ein noch vorhandenes „Tagebuch über meinen Aufenthalt in dem Lager bei Wohlen im August 1820. Sammt Einleitung und Beylagen“ — welches nicht nur den ganzen Verlauf dieser Truppenübungen und den Antheil des Verfassers daran beschreibt, sondern zugleich zeigt, wie er schon damals Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte mit Vorliebe betrieb. Wir heben aus obiger Arbeit folgende Einzelheiten als für die damaligen Verhältnisse charakteristisch hervor:

Das von der Tagsatzung im Jahre 1817 erlassene „Allgemeine Militärreglement für die Schweizerische Eidgenossenschaft“ hatte Zusammenzüge von Truppen aus mehreren Kantonen in Aussicht genommen, und nachdem vorangehende Inspektionen konstatirt hatten, daß die Mannschaft in einer Anzahl Kantone hinlänglich geübt sei, um gemeinsame Manöver ausführen zu können, bewilligte die Tagsatzung einen Kredit von 38,000 Fr. a. W. für Veranstaltung eines Uebungslagers, das (die Tage des Einrückens und der Entlassung eingerechnet) vom 12. bis 25. August 1820 unter dem Kommando von Oberst Karl Gyger (Guiger) von Prangins (Waadt) abgehalten wurde. An demselben nahmen 2 Bataillone Infanterie von Zürich, 2 von Aargau, je 1 von Basel, Luzern, Bern zu je 300 Mann, je 1 Kompagnie Scharfschützen von Zürich, Bern, Luzern, Uri, Aargau von je 50 Mann, 1 Batterie von Zürich (70 Mann) und 2 Kompagnien Dragoner, je 32 Mann aus Zürich und Aargau, im Ganzen, die Stäbe inbegriffen, 2591 Mann Theil, wobei jeweilen die Offiziere und Unteroffiziere in der vollen durch das Reglement festgesetzten Zahl, ferner von Gemeinen so viele einberufen waren, daß die Kompagnie Infanterie und Scharfschützen im Ganzen 50 Mann zählte. Meyer kam als erster Unterlieutenant zur 5. Füsilierkompagnie des Bataillons Nr. 4 von Escher „und da der Oberlieutenant dieser Kompagnie bei unserm Bataillon

Quartiermeistersdienste that, so hatte ich immer das Vergnügen, ein Ploton zu führen.“

Am 12. August Vormittags rückte die Mannschaft allmählig, ein großer Theil sehr ermüdet in Zürich ein. „Mehrere hatten diesen Morgen 7 und 8 Stunden Wegs gemacht, in der engen für Landwehr so unzumuthlichen und widersinnigen Kleidung sich außer Athem gelaufen und sich vielleicht auch mit Wassertrinken erkältet“, so daß viele sich niederlegen mußten. Der Rest dieses Tages und der folgende waren durch Instruktionen und Manövriren ausgefüllt, ebenso der Morgen des 11. August. „Abends 4 Uhr traten endlich beyde Bataillone marschfertig unter das Gewehr. Das Küchengeschirr, Feldkessel etc. hatte man den Soldaten aufgepackt. Die Korporale meinten, sie seyen davon frey und wollten Umstände machen. Allein sie wurden bald eines bessern belehrt. Ich band geradewegs eigenhändig zweyen jedem eine Kelle auf den Tornister. So gelangt man mit unsern Leuten am besten zum Ziel. Wir Offiziere hatten in Folge erhaltener Erlaubniß jeder seine Flasche umgehängt und am Degengurt prangte der Tobackbeutel.“ Für das Nachtquartier waren die Truppen in Schlieren, Dietikon und Nieder-Urdorf untergebracht, Meyer und fünf andere beim Friedensrichter in Schlieren, „wir beyden Offiziere im einen, die vier Wachtmeister zusammen im andern der beyden in einer Kammer stehenden Betten.“ Am andern Morgen früh marschirte man weiter, und betrat bald bei Ruderstetten den Kanton Aargau. „Der Anblick der an der Straße stehenden Kreuze gab den Soldaten Anlaß über die Katholiken loszuziehen: Sie beten jeden Galgen an, hieß es.“ Um 10 Uhr wurde in's Lager bei Wohlten eingerückt. Im schönen Gegensatz zu der so eben angeführten Aeußerung aus dem Volksmund steht die Auffassung der Oberbehörde, wie sie sich in nachfolgender Stelle des Tagesbefehls ausspricht, durch den die Eidsgenössischen Truppen beim Bezug des Lagers empfangen wurden:

„Die Blicke des gesammten Vaterlandes, vielleicht auch der aufmerksame Forschungsgeist Eurer Nachbarn sind auf die Vereinigung

gerichtet, die auf den heutigen Tag ihre Arbeiten beginnt. Wenn, in rühmlichem Wettstreit mit der Anstalt zu Thun, Gehorsam, Anstand und Sittlichkeit und lebhaftes Gefühl der Wichtigkeit Eurer Bestimmung, das ganze Lager belebt, so wird das Vaterland die Tage feiern, wo seine Söhne in freudigem Vereine neue Verbindungen unter sich knüpfen, und wenn künftig nachdenkende Wanderer die schönen Gefilde des Bünzthales betreten, so werden sie nicht mehr mit gesenktem Blicke über die Felder von Billmergen und Wohlen hinwegeilen; sie werden mit gerührtem Herzen sagen, da haben unsere Vaterländischen Krieger in friedlichen Zeiten sich gemeinsam zum Kampfe gegen fremden Angriff vorbereitet; da haben sie zum ersten Male ihre neugeordneten Streitkräfte gesammelt und geprüft; da haben sie das Band eidsgenösslicher Treue fester zusammengezogen, und durch ein Fest der Eintracht und der Bruderliebe den Boden gereinigt, auf dem einst unsere Vorfahren in trauriger Spaltung sich zweymahl befehdet hatten.“

Mit herzlichster Freude besichtigte der junge Offizier das Lager und dessen Umgebung. Ein herrlicher Abend ließ die Gegend im freundlichsten Lichte erscheinen, in der Ferne sah man die Hochgebirge, „ohne deren Anblick der Schweizer sich nicht glücklich fühlen kann“; im Lager selbst wurden die verschiedenen Truppenabtheilungen mit ihren mannigfaltigen Uniformen genau betrachtet, wie die sorgfältige Beschreibung beweist. „Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung jeder Art war die beste bei den Bernern.“ Die verschiedenen Exercirübungen und Inspektionen der folgenden Tage, die Mißverständnisse, falschen Alarme, begründete und unbegründete Tadelbezeugungen, wechselnden Stimmungen, wie sie bei jedem Truppenaufgebot die kleine Chronik und nachher die heitere Erinnerung bilden, werden in unserm Bericht um so getreuer verzeichnet, je ungewohnter die Vereinigung der Kontingente verschiedener Kantone war. Oberst Gyger hielt gute Disziplin, und ließ z. B. Gesuche um Unterbrechung des nächtlichen Wachdienstes wegen eingetretenen Regens kurz abfahren. Sonntag den 20. August war Feldgottesdienst, Empfang von Tagsatzungsge sandten und Wach-

parade, Abends fröhliche Geselligkeit mit einer Menge Besuchern aus den Kantonen Zürich, Aargau und Luzern, am 22. August eine größere Gefechtsübung.

Bei Anlaß der Schilderung derselben gibt M. eine kurze Biographie des Oberkommandanten, aus der wir zur Charakteristik der damaligen Denkweise des Schreibenden folgende Sätze hervorheben: „Gyger wurde in England erzogen, trat dann in die Französische Schweizergarde, worin er bey dem Ausbruche der Umwälzung die Stelle eines 1sten Grenadier Unter-Lieutenants bekleidete. Ungeachtet er seine Adelsrechte und Privilegien zu verlieren gewärtigen mußte, ergriff er bei seiner Rückkehr in's Vaterland mit Feuer die Sache der gegen das stolze Bern sich erhebenden Waadländer, indem ihm der Name eines Freyen über alles ging. Demnach focht er in den Reihen der helvetischen Krieger, unter welchen er im Jahr 1802 bey Beschießung der Stadt Zürich den Grad eines Hauptmanns bekleidete. Als in der Folge der Kanton Waad als selbstherrlicher Eidsgenössischer Stand sein Kriegswesen einrichtete, wurde Gyger zum Oberst Inspektor der Scharfschützen ernannt, welche Stelle er jetzt noch versieht. Die Tagsatzung ernannte ihn im Jahr 1805 zum Eidsgenössischen Obersten, in welcher Eigenschaft er in den Jahren 1805 und 1809 in Graubünden, im Jahr 1813 im Kanton Zürich am Rhein und im Jahr 1815 in der westlichen Schweiz eine Brigade befehligte. Seine Entschlossenheit in Ergreifung der zu Vertheidigung des Rheinpasses bey Eglisau nothwendigen Maßregeln, welche durch höhere Verrätheren unglücklicher Weise unnütz gemacht wurden, erwarb ihm die Achtung jedes biedern Eidsgenossen, welche noch durch die edle Rache erhöht wurde, welche er sich zwey Jahre später nahm, da er nicht nur dem ganz seiner Neigung zuwiderlaufenden Befehl in Frankreich einzurücken, ohne einige Gegenvorstellung Folge leistete, sondern auch diesen Geist des unbedingten Gehorsams gegen die militärischen Führer seinen feurigen und schwer beleidigten Waadländern einzuflößen mußte. — Er arbeitet bis tief in die Nacht, ißt und trinkt wenig, und treibt überhaupt wenig Aufwand.

Sein größter ist ein gutes Reitpferd und eine schöne Rüstung. Wenn er ein wenig eitel ist, so zwingt er doch nicht andere, es ebenfalls zu seyn, und eignet sich auch deswegen zum Anführer der Landwehr eines Freystaats. Sein Kommando ist deutlich und wohlklingend. Kurz er scheint geschaffen zu sein, ein freyes Volk, nicht dressirte Puppen, in's Feld zu führen."

Am 24. August zogen die Zürcher über Birmensdorf und Albisrieden nach Hause. „Auf die angenehmste Weise wird man beym Hinabsteigen gegen Albisrieden durch die entzückende Aussicht auf Zürich und den See überrascht. Des Jauchzens der Soldaten war kein Ende. „Ja, riefen sie aus, nirgends ist es doch so schön, wie daheim im Vaterland! O du liebes Zürich u. s. w.“ Und mit eigentlicher Rührung stimmten alle den Gesang an: „O Zürich, o Zürich, du wunder schöne Stadt!“ Um drey Uhr zogen wir in die Stadt ein. Voran eine Vorwacht von Dragonern und Jägern, dann die beiden Bataillone, zuletzt die Scharfschützen, alles mit Tannzweigen auf den Tschako's. Der Einzug war wirklich recht militärisch, denn wir waren alle von Staub und Schweiß bedeckt und von der Sonne verbrannt."

Am 25. August wurden die Soldaten nach dem Mittagsmahl entlassen „und begaben sich zu Fuß und zu Schiffe jauchzend nach ihrer Heimath. Die Offiziere aber beschloßen mit einem Gastmahl im Storchchen diese Tage, welche jedem unvergeßlich bleiben werden, der Sinn für etwas Vaterländisches hat, und dem die Erhaltung dieses Sinnes und mit demselben der helvetischen Freyheit am Herzen liegt."

Die Unkosten des Lagers betrugen für Sold 22,772 Fr. 2 Bz., für Verpflegung 11,792 Fr. 7 Bz., Gesundheitspflege 241 Fr. 7 Bz., Fuhrleistungen 1831 Fr. 6 Bz., Lager- und Wachtbedürfnisse 1645 Fr., Vermischtes zirka 2500 Fr., Gesamtbetrag 41,666 Fr. 3 Bz. 9 Rp., also durchschnittlich per Mann und per Tag 1 Fr. 1. Bz. 5 Rp. a. W. oder 1 Fr. 68 Rp. n. W.

„In ihrer siebenten Sitzung vom 10. Neumonath empfing die Eidsgenössische Tagsatzung vom Jahr 1821 den Bericht der Aufsichts-

behörde über das Uebungslager, welchen die besondern Berichte des Oberbefehlshabers und Inspektors beygefügt waren. Von letztern ist nichts in öffentlichen Blättern erschienen, vermuthlich weil der vaterländische Geist, der in Gygers Berichte herrschen soll, die gnädigen Herren mochte besorgen lassen, daß eine Bekanntmachung des Berichts eine höchste Mißbilligung von Wien aus zur Folge haben dürfte."

Die sorgfältigen Studien, die M. theils in der allgemeinen und in der Kriegsgeschichte, theils in den eigentlichen Militärwissenschaften neben seinen Berufsgeschäften gemacht hatte, beruhten nicht allein auf einer Liebhaberei für diese Gebiete, sondern auf dem eine Zeit lang ernstlich gehegten Plane, in ausländische speziell preußische Dienste zu treten. Derselbe war durch den am 17. Januar 1819 erfolgten Hinschied seines Vaters hervorgerufen worden. Die schlimmen Geschäftsjahre, die Erziehung der großen Familie, die Verluste aus den Zeiten der Revolution, und eine von unrichtigen Berechnungen ausgegangene Erwerbung des sog. Ritterhauses in Bubikon, auf welchem mit einer ziemlich ausgedehnten Landwirthschaft noch eine Spinnerei verbunden werden sollte, hatten das im Jahr 1814 ererbte Vermögen so reduzirt, daß der sterbende Hausvater mit Kummer an die Zukunft der Seinigen dachte und erst nach seinem Tode der mit der Ordnung des Nachlasses beauftragte, weil im Geschäft arbeitende Sohn die wahre Lage der Dinge entdeckte. Da war es sein Gedanke, um den Seinigen möglichst wenig beschwerlich zu fallen, sich ganz dem Militärdienst zu widmen, und er ließ sich im Sommer 1819 von einem in Berlin studirenden Freunde über die zum Eintritt in preußische Dienste gestellten Anforderungen genauen Bericht erstatten. So viel uns bekannt, wollten aber die Seinigen dieses Opfer, das er ihnen gebracht hätte, nicht annehmen, und so blieb er denn zunächst dem kaufmännischen Berufe treu.

Da das Geschäft im väterlichen Hause liquidirt wurde, trat er zuerst in dasjenige seines von ihm hoch verehrten Onkels mütterlicher

Seite Paul Meyer (s. über denselben oben S. 95), und im Januar 1822 als Commis in die Strohwaarenhandlung Joh. Rudolf de Ludwig Locher ein, wo er bis 1828 blieb. In dieser Stellung hatte er allerdings keine rechte Befriedigung. Es fehlten ihm zwar weder die erforderlichen Kenntnisse, noch die Genauigkeit und Ordnungsliebe, wohl aber die Gewandtheit im Umgang mit den Geschäftsfreunden und Kunden, die für Erfolg im Geschäfte fast unentbehrlich ist. Er selbst äußerte sich Jahrzehnte später hierüber folgendermaßen: „Es hat in meiner Jugendzeit eine Reihe von Jahren für mich gegeben, da ich trotz meiner sonst so heitern Gemüthsart am Neujahrstag schweren Gedanken mich ergab, und manche stille Thräne vergoß. Es war das drückende Gefühl (1820—1827) bei gutem Willen nicht die ausreichende Einsicht zu besitzen, um meinen damaligen Prinzipalen mit Erfolg an die Hand zu gehen, und die Sorge schwerlich je einen für mich passenden Wirkungskreis zu erhalten. Allein dann dachte ich wieder: Thue deine Schuldigkeit und für das weitere laß Gott walten.“

In dieses dritte Jahrzehnt von Meyer's Leben fallen vier größere Reisen, in denen er Land und Leute insbesondere in Deutschland kennen lernte und über welche hier aus seinen abgebrochenen Notizen einige Mittheilungen folgen. Hiebei mögen die zahlreichen Anführungen von Ortsnamen und Daten ihre Entschuldigung darin finden, daß sie über Dauer und Wege der Reisen damaliger Zeit Andeutungen geben.

Reise an den Rhein

vom 7. September bis 6. Oktober 1821.

Dieselbe wurde auf dem ganzen Hinwege bis nach Neuwied zu Fuß, auf kürzeren Strecken zu Schiff, bei gar schlechtem Wetter in Miethwägelchen gemacht, und hatte nicht Geschäfte, sondern die Abholung des Bruders Ferdinand zum Zwecke, mit welchem W. M. in Frankfurt zusammentraf.

September 7. Abfahrt im Schiff nach Baden in zwei Stunden („die Fahrt von Baden stromaufwärts dauert 16 Stunden“). Wanderung durch

das Siggithal über Klingnau und Koblenz. Ueberfahrt im Nachen nach Waldbshut. Am 8. über Höhenschwand („die Schwarzwäldertracht kommt gewaltig aus der Mode“) und St. Blasien nach Steig; am 9. im Wägelchen durch die Hölle nach Freiburg. „Alter Herr Wirth und 2 Igfr. Beschließerinnen, welche allesammt weidlich über den Großherzog schimpfen und sich Oestreich zurückwünschen, endlich aber von mir zu Republikanern befehrt werden.“ Von hier zu Fuß über Emmendingen nach Röndringen. Am 10. über Kenzingen, Dinglingen, Schenheim, Kehl nach Straßburg. „In Schenheim Gespräch mit dem dasigen Posthalter und einem Bauer über den Zinsfuß. Die Merian von Basel haben dieser Gemeinde fl. 18000 geliehen und den ersten Jahreszins von 5 0/0 sammt 2 1/2 0/0 für's Zählen sogleich bei der Zahlung abgezogen.“ Am 11. Besteigung des Straßburger Münsters und genaue Besichtigung des Militärs und soweit möglich der Festungswerke.

Am 12. „zog ich der Herrlichkeiten und der Franzosen und französischen Deutschen herzlich satt um 5 Uhr frohen Muths zum Thor hinaus.“ Marsch nach Rastatt, am 13. nach Karlsruhe, am 14. nach Durlach und Untergrombach, am 15. nach Bruchsal und Schwezingen, und am 16. zu Wagen „vor 15 Kr.“ nach Mannheim. „Rathhaus mit der Ueberschrift Justitiæ, Kirche mit Pietati, Thurm mit Et! „Am 17. durch Worms „abscheuliches Nest in Rheinhessen“ bis Oppenheim, am 18. Ueberfahrt auf fliegender Rheinbrücke, Wanderung nach Darmstadt. „Schloß schmutzig, Theater sehr hübsch, dieses und nicht das Schloß scheint der Centralpunkt des Landes zu sein und es ist es. Die Oper soll eine der besten in Deutschland sein wegen der guten Sängerinnen und Musikanten. Denn der Großherzog zahlt jeder abgenutzten Sängerin zum mindesten 1500 fl. Jahrgehalt Zeitlebens und verehrt ihr ein Haus dazu. Das alles zahlen die Unterthanen.“ Am 19. auf abscheulicher Chaussee, doch leidlichen Beiwegen nach Frankfurt, wo gerade Messe ist. Aufenthalt von 4 Tagen, während deren der erwartete Bruder eintrifft, Zürcher Bekannte getroffen und die Sehenswürdigkeiten besucht werden.

Am 24. Abreise im Mainzermarktschiff; „dasselbe wird von vier Pferden gezogen, hat ein Verdeck und außer dem untern Raum für die Mehrzahl der Reisenden eine Kajüte für die, welche extra bezahlen. Gerudert wird nicht, sondern es ist bloß ein Steuer. Die Fahrt war ziemlich langsam, obschon die Pferde in strengem Trab laufen.“ Mainz gewährt einen entzückenden Anblick von außen, ist aber „inwendig ein schmutziges ödes Pfaffenest und hat drei einzige ordentliche Straßen, die Bleichen.“ „Erster preußischer Offizier, den ich sehe, und dessen Anblick meine Militärgedanken niederbeugt.“ „Reinlichkeit im Anzuge der Oestreicher nicht bloß en grande tenue mit den schwarzen Ueberstrümpfen über die weißen Hosen, sondern auch in den weißen leinenen Kitteln; die Preußen dagegen sehen in den grauen Exerzierkitteln wie Züchtlinge aus.“ „Nirgends sah ich Preußen und Oestreicher mit einander gehen, auch die Wachtposten sind nicht gemischt.“ Am 25. Fahrt in der „Wasserdiligence, eine kleine Barke mit einem Verdeck, welche durch gewöhnliche Ruder und ein Steuer fortgeschafft wird, auch bei gutem Winde segelt“ nach Koblenz. Am 26. wird Ehrenbreitstein sorgfältig besichtigt. In Koblenz findet sich ein Brunnen „mit den 2 Inschriften: A la mémoire de la Campagne de Russie le Préfet Baron de 1812. Vu et approuvé par nous le Commandant Russe de la place 1. Janvier 1814.“ Am 27. ging die Reise noch bis Neuwied. „Neu angelegte Stadt, traurige Gesichter der Herrnhuter und bei denselben ausgestandene Langeweile. Die meisten Kolonisten sind Holländer, Elsaßer und (leider) Schweizer. Außerst billige Zechen bei dem lustigen Wirth „zur Brüdergemeinde.““

Von hier wurde die Heimreise angetreten, und meist zu Wagen zurückgelegt, und zwar zunächst am linken Rheinufer in 14-stündiger Fahrt bis Mainz, dann nach Frankfurt, von hier mit Lohnkutschern über Darmstadt, Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart, Tübingen, Hechingen, Engen. „Erstes Schweizerdorf Thäyngen, welches von den fecksten Schweizerbauern bewohnt wird, würdig an der Grenze zu stehen, und geeignet dem Fremden, der das Land betritt, zu imponiren.“ Von

Schaffhausen gings über Eglisau und Kloten nach Zürich. Die ganze Rückreise nahm, je $\frac{1}{2}$ Tag Aufenthalt in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart eingerechnet, während im Uebrigen jeweilen den ganzen Tag hindurch gefahren wurde, 9 Tage und eine Nacht in Anspruch.

Geschäftsreise nach Norddeutschland und Dänemark
vom 13. Oktober 1822 bis 18. März 1823.

Die drei größeren Reisen, die Meyer für das Geschäft von J. Rudolf de Ludwig Locher zu machen hatte, mußten alle im Winter stattfinden, da Bestellungen für Strohwaaren je auf den folgenden Sommer aufzunehmen waren. Welche Beschwerden dies bei den damaligen Verkehrsmitteln mit sich brachte, werden wir aus den nachfolgenden Andeutungen erschen. Dieselben wurden noch dadurch empfindlicher gemacht, daß es dem Reisenden oft schwer fiel, sich in's kaufmännische Wesen hineinzufinden, und daß seine Bemühungen zuweilen ungünstige oder wenigstens dem für das Interesse seines Hauses treu besorgten Reisenden ungenügend erscheinende Resultate hatten. Im Dezember 1822 schrieb ihm sein ältester Bruder: Deine Briefe haben uns alle sehr gefreut, besonders aber der letzte, aus welchem wir abnehmen konnten, daß du allmählig anfangest, dich an deine gegenwärtige Lebensweise, die neben vielem Annehmlichen und Interessanten doch auch große Beschwerden mit sich führt, zu gewöhnen. Bedauerlich ist es freilich, daß bisanhin die Geschäfte, wie es scheint, nicht nach deinen Wünschen gegangen, doch auch darüber kann man sich einigermaßen trösten, so lange Herr Locher, wenn man ihm davon spricht, erwiedert: „ich bin mit ihm zufrieden.“ — In diesen Worten ist wohl am einfachsten ausgesprochen, wie die Erfahrungen des Geschäftsreisenden von ihm selbst geschildert und wie seine Leistungen von den zumeist Interessirten gewürdigt wurden. Ueber den Verlauf der Reise erhalten wir folgende Mittheilungen:

Vom 13. bis 18. Oktober ging die Fahrt fast ununterbrochen Tag und Nacht über Aarau, Olten, Basel, Freiburg, Rastatt, Heidel-

berg, Frankfurt, Mainz, Koblenz, nach Köln. Hier wie in Düsseldorf und Elberfeld einige Geschäfte. Am 23. „Fahrt nach Aachen mit den ungefreutesten Kaufmannsseelen“, in den folgenden Tagen und Nächten nach Mastricht, Lüttich, Verwiers, Namur. Hier traf er seinen Freund (Major) Hans Ziegler, und den Feldprediger (nachmaligen Antistes) Brunner, in Brüssel (Oberst) Eduard Ziegler, und den (vor wenigen Jahren verstorbenen) General Ziegler, sämmtlich in holländischen Diensten; in ihrem Begleit lernte er die Kasernirung und Administration der Schweizerregimenter kennen und bewunderte die ungemeine Ordnung und Pünktlichkeit in allen Einrichtungen. In Brüssel wie in Gent, Antwerpen, Dordrecht, wo der Reisende zum ersten Mal auf einem Dampfboot fuhr, Rotterdam, Haag, Amsterdam wurden ziemlich Geschäfte gemacht, in letzterer Stadt blieb M. 5 Tage. Am 15. November Abreise in der Treckschunke (von Pferden gezogenes Marktschiff) nach Utrecht, in der Post über Arnheim nach Wesel, in gemiethetem offenem Korbwagen am 20. November Irrfahrt über eine ungeheure Heide bis Nachts 11 Uhr nach Dülmen, in den folgenden Tagen nach Münster und Osnabrück. Hier besuchte er die lutherische Kirche. „Anfangs wollte ich es nicht glauben, daß ich nicht in einer katholischen Kirche wäre, ungeheures Crucifix, Altäre, Kerzen, auf der Kanzel ein Jesusbild u. s. w.“ Von hier gings über Nienburg nach Hannover, und wieder über Nienburg nach Bremen, dann nach Harburg und Hamburg. In Bremen Aufenthalt von 5, in Hamburg von 10 Tagen. Am 19. Dezember Weiterreise über Rendsburg, Flensburg, Kolding, den kleinen Belt, die Insel Fünen, den großen Belt, und in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember in offenem Wagen nach Kopenhagen.

Der Aufenthalt in dieser Stadt vom 23. Dezember 1822 bis 18. Januar 1823 bildete die angenehmste Episode der mühseligen Reise, die schon bisher Kraft, Gesundheit und Geduld auf manche Probe gestellt hatte, und in ihrem weitem Verlauf noch viel größere Anstrengungen brachte. Schon zu Anfang der Reise, während der Fahrt von Basel bis Frankfurt, hatte M. die Bekanntschaft von J. A. Raffard.

aus Genf gemacht, der nach Kopenhagen reiste, um dort eine französisch-reformirte Pfarrstelle zu übernehmen. Gleiche Grundsätze, gleicher Charakter, gleiche Vaterlandsliebe ließ die Bekanntschaft bald zur warmen Freundschaft werden, die erst mit dem Tode Raffards (1862) ihr Ende erreichte. O ma patrie! o mon bonheur! toujours chérie tu rempliras mon cœur! Das war der Grundton ihrer Gespräche, der auch in den wenigen noch erhaltenen Briefen R.'s stets wiederkehrt. Wir führen aus denselben als die Gesinnung beider Männer bezeichnend und den Inhalt ihrer Gespräche charakterisirend folgende Stellen an:

Vom 23. Januar 1823. — R . . . t est toujours ici, il parle de tout avec facilité et abondance; la seule chose dont je ne lui aie rien entendu dire c'est la Suisse et Genève comme patrie; croyez-vous que cela me soit assez griver? C'est un cosmopolite qui réussira beaucoup mieux que vous dans son état de commiss-voyageur. — — Après vous avoir dit que mon amitié pour vous est de la bonne espèce, que la Suisse m'est plus chère que je ne le suis à moi même, il faut que je me taise.

J'ai pensé de nouveau à la diète, à l'influence que des hommes à énergie et à talent pourraient y exercer; je me suis souvenu de votre objection tirée de ce que les députés vont là avec leurs instructions toutes faites; mais il me semble qu'un orateur patriotique laisserait dans les âmes des impressions que les députés rapporteraient chacun à leur gouvernement; ce moyen est lent, il aura pendant longtemps peu d'efficace; mais enfin il n'est certainement pas nul; et je crois qu'il faut songer à former des hommes pour la diète, aussi bien que votre excellente société forme des hommes pour le combat; êtes-vous maintenant de mon avis? —

Vom 3. Juni 1823. — Que d'évènements dans le monde politique depuis que nous ne nous sommes écrit! cependant mein Vertrauen auf Gott, Freiheit und menschliches Glück ist nicht im mindesten erschüttert worden; j'attends, j'attends aussi longtemps qu'il plaira à Dieu de nous faire attendre; mais le bien, le bon wird am Ende

der Sieger werden. Nur auf unserer Seite treu der idealen Sache, dem Heiligthum der Menschheit sollen wir unsern festen Weg fortsetzen, ohne Bitterkeit gegen unsere irre gehenden Mitmenschen, ohne Ueber-eilung; die Welt soll zuerst uns achten, dann wird sie uns nachahmen; der größte Schade für die Fortpflanzung der guten Grundsätze ist aus-tollen Liebhabern der Freiheit entsprungen; die heilige Schaar der frey-ge-sinnten Männer soll auf den Kampfplatz in bester Ordnung, mit kaltblütiger Entschlossenheit ohne wildes Geschrey, ohne Schimpf noch Schmach vorrücken; es ist immer ungebührlich, die gute Sache mit niedrigen Mitteln befördern zu wollen; Würde, Erhabenheit, ruhige, innige Festigkeit sind allein geziemend den Vertheidigern des höchsten Gutes auf Erden. — Que je voudrais que les ultra-libéraux vou-lussent bien ne pas embrasser notre parti, nous devons nous dé-fendre nous-mêmes.

Der einzige Brief von M. selbst, der sich von dieser Reise her noch vorgefunden hat, datirt ebenfalls aus Kopenhagen vom Neujahr 1823. Er schreibt seiner hochverehrten Pflegemutter u. A. folgendes: „Im Anfang meiner Reise, besonders in Aachen und Lüttich, da hatte ich ein wenig Heimweh, weil ich auch nicht Ein freundliches Gesicht fand und die Belgier überhaupt ein Volk sind, das mich nicht anspricht — unzuverlässig wie die Franzosen, grob wie die Deutschen, und geld-süchtig wie die Holländer, während die guten Eigenschaften dieser Völkerschaften nur in schwachen Zügen aus dem belgischen Charakter hervorschimmern. Darum war ich froh, aus Belgien nach Holland zu kommen, aber auch dort behagte es mir nicht recht; denn der Holländer kann wohl zufrieden seyn, aber nicht fröhlich. Sein Gesicht bleibt sich immer gleich und diese Unbeweglichkeit der Gesichtszüge hat für unser einen immer etwas unheimliches. — — Sie haben wohl auch schon vernommen, wie glücklich ich gewesen bin, die Bekanntschaft eines Herrn Pfarrer Raffard von Genf zu machen. Daß mir dieselbe erwünscht sein muß, werden Sie um so leichter begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß Kopenhagen wenig zur Unterhaltung für unser einen darbietet, und

was sollte ich dann in den langen Abenden anfangen? Denn das Theater ist dänisch, anständige Gesellschaftshäuser sind selten, und in Familienzirkel wird man ohne Partikularempfehlung nicht eingeführt. So aber mit einem Freunde bin ich recht gerne hier."

Nach den 4 Wochen Ruhe und Erholung in Kopenhagen folgten vier andere der mühsamsten Reisestrapazen. „Januar 18. Abreise bei abscheulichstem Wetter. Wegen der Unmöglichkeit den großen Belt zu passiren, vier Tage liegen bleiben in Korsjör. Am 23. Einzug ins Eisboot auf dem Rücken eines Matrosen. Grimmige Kälte. Die Bööte werden über die Insel Sprogöe gezogen. Landung bei Nyburg. Nachtreise auf offenem Wagen und bei grimmiger Kälte. Fischerboot über den kleinen Belt; Schlitten nach Kolbing, Hadersleben, Apenrade. Von hier Fahrt im Wagen über den gefrorenen Meerbusen, „weil die stärkere Erschütterung die Kälte weniger fühlbar macht als im Schlitten.“ Am 26. Abends in Schleswig warmes Gastzimmer, seit Kopenhagen das erste gute Quartier. Aufenthalt von sieben Tagen in Lübeck. Am 4. Februar Nachtfahrt nach Wismar, am 6. Nachtfahrt nach Rostock „in einem kleinen Wägelchen mit Leinwand schlecht überspannt, so daß der Schnee durch die Fugen dringt.“ Am 9. Abreise im Wagen mit acht Pferden durch tiefen Schnee und Nachtfahrt nach Schwerin. Am 11. Nachmittags in offenem Bernerwägelchen bei Thauwetter fort die Nacht hindurch nach Boitzenburg, ebenso den Tag und die folgende Nacht hindurch nach Hamburg. Von hier am 15. Weiterreise in einer Diligence über die fest gefrorene Elbe, nur eine kleine Strecke mit der Fähre, dann ein Tag und zwei Nächte bis Braunschweig, und vom 18. Abends bis 19. Abends nach Göttingen. Einige Tage in Mitten befreundeter Schweizerstudenten stellten den ermüdeten Reisenden wieder her. Die letzten Wochen führen ihn mit wenig Aufenthalt über Kassel Eisenach, Gotha (wo im Theater „die Zuschauerinnen lismen“), Meiningen, Koburg, Bamberg, Nürnberg, Regensburg, Landshut, München Memmingen, Lindau, Korschach („Jubel beim Eintritt ins Vaterland“) St. Gallen, Münchweilen, am 28. März ins liebe Zürich.

Die Reise hatte 157 Tage gedauert, 876 fl. Z. W. oder 2044 Fr. jetzige Währung gekostet, wovon der größte Theil auf Fuhr- und Trinkgelder, ein nach jetzigen Begriffen sehr bescheidener Betrag auf die Zehrung fällt.

Geschäftsreise nach Norddeutschland
vom 3. November 1823 bis 16. Februar 1824.

Abreise über Frauenfeld, Constanz, zu Schiffe nach Mörsburg, und über Memmingen und Ulm vom 3. bis 6. November nach Augsburg. Vom 9. bis 13. Aufenthalt in München. Hier wie in Landshut, Regensburg, Amberg, Nürnberg, Baireuth, Bamberg, Koburg wurden Geschäfte gemacht. Ueber den Thüringer Wald kam der Reisende am 1. December nach Saalfeld. Von hier „sächsischer Post- i. e. Leiterwagen“ nach Rudolstadt, Jena, wo der Philosoph Fries besucht wird, und über Altenburg auf Leiterwagen bei heftigem Wind am 5. December nach Leipzig. Aufenthalt von 3 Tagen. „Predigt des Pastor Hirzel, wo die Kirche ganz voll ist.“ Am 9. „Reise mit Hauderer in zahlreicher gedrängter Gesellschaft von Menschen und Windhunden nach Oßchatz, wo wir Abends spät nicht ohne Furcht vor Räubern anlangen.“ Am 10. Reise nach Dresden. Von da zwei Nächte und den dazwischen liegenden Tag hindurch sehr mühevollen Fahrt nach Berlin. Auf dem Wege „schauderhaftes Land, die brandenburgischen Fichten und eine miserable Kneipe, wo die Leute ein Brot essen, das man bei uns keinem Hunde vorwerfen würde.“

In Berlin muß am 15. December 1823 ein preußischer Gewerbeschein pro 1823 für 12 Thlr. 8 Ggr. gelöst werden. „Pompöser Anblick der vielen Paläste am Zeughausplatz. — Auf der Parade General Gneisenau. — Im Theater sehe ich den König, ein mürrisches ungefreutes gemeines Gesicht; der Kronprinz und die neue Frau in der Kutsche, er fett mit einem dicken Kopf, sie etwas schwächling, sonst nicht bitter.“ Viel alte Freunde von Zürich werden besucht. „Mit Maßmann bringe ich einen Abend bei Buchhändler Reimer zu“. Sonntag

den 21. December predigt Schleiermacher über die Wohlthaten des Christenthums, die Unpartheijamkeit (vulgo Gleichheit).“ Am 24. (Weihnachtsabend) Nachtreise über Potsdam nach Magdeburg, am 29. „auf schlechten Wegen in offenem Leiterwagen“ nach Braunschweig. Vom 1. zum 2. Januar nach Hannover, vom 4. zum 6. (2 Nächte u. 1 Tag) ohne Unterbruch nach Osnabrück, am 9. nach Münster, wo für 12 Thlr. ein preußischer Gewerbechein pro 1824 gelöst wird. „Auf entsetzlich schlechten Wegen“ nach Paderborn. Ueber Kassel nach Göttingen, wo einige Tage mit befreundeten Studenten zugebracht werden, aber auch ein „Abentheuer“ mit der Polizei bestanden wird, indem wegen angeblich versuchter Umgehung des hannoverschen Gewerbecheines ein Strafgeld von 3 Thlr., „eine Gebühr von 6 Gr. an den Polizeispion“ und die Tare von 3 Thlr. für den Schein entrichtet werden müssen. Die weitere Reise führt über Langensalza nach Gotha, Meiningen, Schweinfurt, Würzburg, Aschaffenburg nach Frankfurt (22. bis 31. Januar); dann über Mainz, Koblenz, Köln, Düsseldorf, Elberfeld. Von hier am 7. Februar auf demselben Wege („Ich bin ganz toll vor Freude, daß es heimwärts geht“) nach Frankfurt zurück, und vom 12. bis 16. Februar Tag und Nacht mit wenigen Stunden Unterbruch über Darmstadt, Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Ravensburg, Mörsburg, Constanz, Frauenfeld nach Zürich. Reisekosten 732 fl. 3. B. oder 1708 Fr. n. B. für 106 Tage.

Geschäftsreise nach Norddeutschland

vom 20. November 1826 bis 2. März 1827.

Auch diese Reise ging über Frauenfeld, Constanz, Mörsburg, Memmingen und Augsburg nach München, dann über Ingolstadt, Nürnberg, Koburg, Gotha, Eisenach nach Kassel, Göttingen, Hannover, und zum dritten Male nach Osnabrück. Von hier nach Leer, in der Neujahrsnacht nach Aurich, am 2. Januar mit der Schunte nach Emden, am 4. Januar, weil wegen eingetretenen Frostes weder Post noch Schunte fahren, zu Fuß mit zwei Führern nach Aurich zurück, wobei der Rei-

sende in einen mit Schnee leicht zugedeckten Graben einsank und seinen Weg mit Wasser im Stiefel, das zu Eis froz, fortsetzen mußte. Ein Aufenthalt von 4 Tagen in Bremen, wo er einer Predigt von Dräseke bewohnte und in einer Gesellschaft Tegners Fritjofssage vorlesen hörte, war eine Erquickung zwischen den vorangehenden und nachfolgenden leeren, öden und beschwerlichen Tagen. Seine Geschäfte führten ihn vom 11. bis 24. Januar nach Nienburg, Minden, Herford, Lemgo, Detmold, Lemgo, Minteln, nochmals Lemgo und wieder Minteln, Hameln, Hildesheim und Braunschweig, und wir können uns nicht wundern, wenn hier die Bemerkungen „Sehr angegriffen; Husten und Schnupfen; Kopf- und Heimweh“ uns errathen lassen, daß auch die starke Natur M.'s auf dieser dritten Winterreise zu leiden begann. Von Braunschweig ging's über Celle und öde Gegenden (28. Januar „Uebernachten in einsamer Kneipe“) nach Harburg, im Schlitten über die Elbe nach Hamburg mit 8, und nach Lübeck mit 4 Tagen Aufenthalt. Dann in strenger Kälte meist Tag und Nacht (14. Februar „mein Madera gefriert“, 16. Februar „16—17° Kälte“) zurück über Hamburg, Hannover, Kassel, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Mühlhausen nach Basel und von da in 2 Tagen über Aarau nach Zürich. Reisekosten 724 fl. Z. V. = 1690 Fr. für 103 Tage.

Gern würden wir noch einiges über Bestrebungen und Arbeiten M.'s außerhalb seiner Berufsthätigkeit mittheilen, allein da uns hiezu Aufzeichnungen seiner Hand nicht zu Gebote stehen, so müssen wir uns mit einigen kurzen Andeutungen begnügen. Er war im Kreise der Freunde ein fröhlicher Gesellschafter; auf seinen Reisen interessirte er sich, soweit seine Zeit es gestattete, und die Städte, die er besuchte, dazu Veranlassung gaben, für die bildende Kunst wie für die Musik und war insbesondere ein Freund guter Opern und Schauspiele. In politischer Hinsicht war er vor allem Schweizer, und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes ging ihm über alles. Als junger Mann eifrig dem Fortschritte zugethan, schwärmte er, wie uns aus sicherer Quelle mitgetheilt wird, für Neuerungen, die erst Jahrzehnte später ernstlich in

Frage kamen, wie z. B. für das Veto. Er schloß sich darum auch mit arglosem Vertrauen allen an, von denen er in kantonalen und eidgenössischen Dingen Gutes hoffte. Ueber den politischen Idealen aber stand ihm die sittliche Integrität, die Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue. Und so kam die Zeit, wo er mit vielen seiner politischen Freunde zerfiel, weil sie die Fragen des Tages praktisch in einer Weise lösten, die er in seinem Sinne nicht gutheißen konnte. Kurz vorher war der Wendepunkt eingetreten, der seiner persönlichen Stellung endlich die ersehnte feste Grundlage brachte. Er wurde, schon im 31. Jahre stehend, am 2. Februar 1828 zum Staatskassier gewählt. Jetzt durfte er endlich dem lange unterdrückten Wunsche nach der Gründung eines eigenen Heerdes Raum geben, und es trat an die Stelle der unruhigen Wanderjahre das Glück des selbständigen Mannes, des treuen Gatten und Vaters.

Für Leser dieser Erinnerungen, welche W. Meyer nicht kannten, fügen wir noch einen kurzen Abriß seines weitem Lebens bei. Er bekleidete die Stelle eines Staatskassiers mit großer Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und wurde daher auch nach Einführung der Staatsverfassung vom 10. März 1831 vom Regierungsrath neuerdings in demselben bestätigt. Die Durchführung der neuen Gesetze, darunter die Ablösung sämmtlicher Pfundgüter mit Umwandlung der bisherigen ganz verschiedenen Pfarreinkommen in fixe gleichmäßige Besoldungen, sowie die ihm ebenfalls übertragene Verwaltung des eidgen. Kriegsfonds brachten große Arbeit mit sich, so daß W. M. zeitweise übernommene Stellungen, wie diejenige eines Mitgliedes des Großen Rathes, in den ihn die Zunft zur Schmidstube gewählt hatte, und dem er von 1830—1833 angehörte, bald wieder niederlegen mußte. Zudem fühlte er sich der herrschenden Partei immer mehr entfremdet und tauschte deshalb gerne im Jahre 1837 die Kassa im Rathhaus an diejenige der neugegründeten Meisenbank. Um dem Publikum die damals noch völlig unbekannte

Einrichtung der Banknoten zu erklären und so zur Hebung des neuen Institutes mitzuwirken, schrieb er das sogenannte „Bankbüchlein“, dessen wirklicher Titel lautet: „Darstellung des Verkehrs mit der Bank in Zürich. Ein Hilfsbüchlein für das nichtkaufmännische Publikum. Zürich, Schultheß 1838.“ Wie nothwendig dasselbe war, ergibt sich, wenn wir in demselben z. B. folgende Sätze finden: „Das gelesenste unserer öffentlichen Blätter erhob sich mit Nachdruck gegen das Bankwesen.“ — „Das Bankwesen ist in der Schweiz noch etwas so Neues, daß ganz verständige Leute den Unterschied zwischen Bankactien und Banknoten nicht gekannt haben.“ — „Viele Leute scheuen sich vor den Kassenscheinen, weil sie meinen, es seien Wechsel“ u. s. w.

Im Anfang war der Verkehr der Bank noch ein mäßiger, so daß dem Kassier genügende Muße blieb, neben seinen Geschäften auch seine literarischen Studien und Correspondenzen weiter zu führen. Allmählig aber reichte die Kraft eines einzelnen Mannes nicht mehr aus, und als ihm Hülfe zu Theil wurde, hatte inzwischen eine anhaltende Störung der Gesundheit den Entschluß in ihm zur Reife gebracht, mit dem 5. Jahrzehnt seines Lebens auch diese anstrengende Stellung abzuschließen und einer leichteren Arbeit sich zuzuwenden. Da berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger, denen er theils durch den Bankverkehr, theils durch sein zeitweises Auftreten in Gemeindeversammlungen wohl bekannt war, in den Stadtrath. Auch hier gedachte er allerdings keineswegs der Ruhe zu pflegen, und die Zeitumstände brachten ihm bald auch unerwartete Arbeit genug. Die Leitung des Quartieramts während der Zeit des Sonderbundskriegs fiel gleich ins erste Jahr seiner neuen Stellung. Doch war immerhin dieselbe im Vergleich zur bisherigen eine viel leichtere. Die Sitzungen der Behörde, die jeden Freitag in der jetzigen Tonhalle zu erledigenden Geschäfte der Kornhauskommission, wo Streitigkeiten zwischen den schwäbischen Fuhrleuten zu schlichten und der Marktpreis des Getreides zu berechnen war, die Oberaufsicht über die Sihl und den prächtigen Sihlwald ließen noch manche freie Stunde übrig. Doch nahm auch hier die Arbeit allmählig

zu; der geübte Kassier wurde bald Stadtkassiermeister, und die Entwicklung des Eisenbahnwesens von 1853 an brachte eine Reihe neuer Fragen und Aufgaben an die städtische Verwaltung heran. Meyer konnte sich mit denselben nicht befreunden. Einfachheit und Genügsamkeit wünschte er wie in seinem Privatleben, so auch in Fragen des Gemeindegewesens beizubehalten, und so sah er bei den eintretenden Neuerungen oft nur die Schattenseiten derselben. Namentlich stimmte er auch mit nahen Freunden oft nicht überein, wenn es um Bedeutung, Ansprüche und Nutzen der Eisenbahnen sich handelte. Er fürchtete wegen der großen Summen, die ihre Erstellung in Anspruch nahm, das Uebergewicht der materiellen Interessen, die einer Republik übelanstehende Uebermacht einzelner Persönlichkeiten und die Gefährdung der schweizerischen Unabhängigkeit. Die Schwarzseherei, die ihm damals von manchen vorgeworfen wurde, hat seither allerdings eine nur zu auffallende Bestätigung gefunden. So wurden die letzten Jahre dem oft erfolglos Opponirenden allmählig schwer, und da er inzwischen dem höhern Alter sich nahte, schied er bei Anlaß der Erneuerungswahlen von 1863 aus dem Stadtrathe, der ihm in freundlichster Weise seinen Dank durch eine Urkunde aussprach: „Ihre gewissenhafte Wahrung der städtischen Dekonomie, das treue Festhalten an Ihren Grundsätzen, Ihr offenes Anhören abweichender Ansichten und Ihre freundschaftlich-collegialische Gesinnung haben sich bei allen Behörden und Beamteten, mit denen Sie in amtlichen Verkehr zu treten Veranlassung hatten, ungetheilten Anspruch auf Anerkennung verschafft.“

Die letzten 14 Jahre seines Lebens konnte M. noch ganz seinen literarischen Beschäftigungen, der Familie, dem engen Kreise von Freunden und Bekannten und dem Genuße der Natur widmen, die auch dem alternden Manne stets neu zur Freude wurde. Seine geistige Frische und Lebendigkeit blieb ihm bis ans Ende erhalten. Sein Interesse an der politischen, insbesondere kriegsgeschichtlichen Entwicklung der Dinge, sein Gedächtniß namentlich für Details, seine Freude am Sammeln und Verarbeiten von Material aus diesen Gebieten ließ ihn selber bis

in die letzten Tage seines Lebens nie zum Gefühle der Langeweile oder des Ueberdrußes kommen und veranlaßte ihn, theils einem engern Kreise von Fachkundigen, theils der Oeffentlichkeit manche schöne Arbeit zu bieten. M. war schon im Jahre 1844 der damals neu sich constituirenden mathematisch-militärischen Gesellschaft beigetreten, einem Kreise von Offizieren und Militärfreunden, dem er allmählig eine ganze Reihe von Arbeiten widmete, die große Anerkennung fanden. Schon auf der Bank sammelte er Materialien zu der Biographie von Hoße und legte sich allmählig eine so reiche Sammlung von Notizen über die Geschichte der europäischen Armeen, insbesondere der österreichischen und russischen an, daß ihm die Kriegsgeschichte namentlich von 1792—1815 und die seitherige Formation und Dislokation der stehenden Heere stets gegenwärtig war. Dies ermöglichte ihm denn theils von sich aus einige Früchte seiner Muße zu veröffentlichen, theils einer Reihe von Auforderungen, die von da und dort an ihn ergingen, durch Beiträge aus dem reichen Schatze seiner Materialien und seiner Erinnerungen zu entsprechen. Die bedeutenderen der im Drucke erschienenen Arbeiten sind folgende:

1. „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1848.“ Und als Fortsetzung: „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1849.“ (Zürich, Fr. Schulthess.) Beide Schriften wurden während der Feldzüge begonnen und gestützt auf sorgfältige Benützung der Zeitungsnachrichten und einzelner Privatmittheilungen so reich ausgearbeitet, daß sie sehr bald nach den Ereignissen selbst erschienen. Die Richtigkeit und Genauigkeit der Angaben veranlaßten österreichische Offiziere, den ungenannten Verfasser in ihren Reihen zu suchen. Zu des Verfassers Vergnügen erschien bald nachher auch eine englische Uebersetzung vom Carl von Ellesmere.

2. „Johann Konrad Hoß, später Friedrich Freiherr von Hoße, k. k. Feldmarschalllieutenant. Vom Verfasser der „kriegerischen Ereignisse in Italien.“ Zürich, Schulthess, 1853. Auch dieses Werk, eine Frucht sorgfältigster Spezialstudien und jahrelanger Sammlung von

Materialien, wurde von sachkundigen Rezensenten in preußischen und österreichischen Militärzeitschriften sehr anerkennend beurtheilt.

3. „Die Schlacht bei Zürich am 25. und 26. September 1799. Von W. M.“ im schweizerischen Jahrbuch für 1857 (Frauensfeld, Beyer und Comp.).

4. „Die Beschießung der Stadt Zürich durch die helvetischen Truppen im September 1802. Von Wilhelm Meyer“ im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858.

5. „Die Knabengesellschaft in Zürich in den Jahren 1809 bis 1813. Von Wilhelm Meyer“ in demselben Taschenbuch 1859.

6. „Aus dem Leben des Generallieutenants Hans Konrad Escher. Von Wilhelm Meyer“ in demselben Taschenbuch 1862 (4—6 Zürich, Drell Füßli u. Co.).

7. „Die Schlacht bei Fraßtenz im Jahre 1499. Von W. M.“ im Archiv für Schweizergeschichte Bd. XIV. (Zürich, S. Höhr, 1864.) Nach M.'s eigenem Gefühle und dem Urtheile Sachkundiger eine seiner besten Arbeiten.

8. „Briefwechsel des Grafen Montvallat oder Erinnerungen an die französische Emigration von 1792—1797, herausgegeben von W. M.“ Zürich, Schultheß, 1868.

9. „Kriegsthaten von Zürchern in ausländischem Dienste.“ Erstes bis sechstes Heft, in den Neujahrsblättern der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich auf die Jahre 1871 bis und mit 1876.

Einige kleinere Aufsätze erschienen in der Eidgen. Zeitung.

Im Januar 1876 hatte M. die Freude, das letzte Heft der unter Nr. 9 erwähnten Schilderung seinen Nächsten auszuthemen, im Februar überfiel ihn ein Lungenleiden, von dem er sich nicht mehr erholte. Er war keinen Augenblick im Unklaren, daß seine Tage gezählt seien. Aber während des ganzen Jahres, das er gegen seine Erwartung nach diesem Anfälle noch durchlebte, und das ihm namentlich in den letzten Monaten noch schwere Leiden brachte, bewahrte er zugleich die völlige Bereit-

willigkeit, jeden Augenblick seine Tage zu schließen, wie die herzliche Dankbarkeit für jede Stunde, die ihm noch bei den Seinen zu bleiben vergönnt war. Seine Beschwerden vergaß er über der Arbeit, die er bis in die letzten Tage fortsetzte. Noch aus den neuesten ihm zugekommenen Hefen des preußischen Generalstabswerkes ergänzte er seine Notizen über den deutsch-französischen Krieg; und ebenso verfolgte er den Gang der Ereignisse an der untern Donau mit der Feder in der Hand, bis die Schwäche ihn nöthigte, sie niederzulegen. In der ersten Stunde des 6. März 1877 erlag er in völliger Klarheit und Seelenruhe dem langen Todeskampfe.

Wir schließen diese Zeilen mit einem Urtheile über M.'s Schriften und Charakter, das von befreundeter Hand unmittelbar nach seinem Tode veröffentlicht wurde:

„Seine Darstellungsweise ist überaus anschaulich und lebendig, gewürzt mit köstlicher Laune. Er gibt ein Bild nicht nur von der Kriegsführung, sondern von Land und Leuten, und Jedermann, nicht nur der Militär, liest seine Schriften mit Vergnügen. W. M. besaß ein fabelhaftes Gedächtniß und eine bewundernswerthe Kombinationsgabe. Aus dem dürftigsten, ja kläglichsten Material schuf er ein Bild voll Wärme und Leben und zugleich von objektiver Wahrheit. Für die Eigenthümlichkeiten der Völker und der Einzelnen hatte er feines Verständniß. Er kannte durch und durch den Franzosen, den Deutschen, den Engländer und den Russen und ihre Sprachen. Noch in seinen alten Tagen lernte er das Russische. Seiner politischen Richtung nach war er vollsthümlich konservativ. Feinde hatte er nicht, er war spiegelrein, strenge gegen sich, mild gegen Andere, voll Humor, voll Herzensgüte und Menschenliebe. Die langen, schweren Leiden, die seinem Tode vorangingen, ertrug er mit heiterm Gemüthe und einfach frommem Sinn, „ein fröhlicher Erspektant der ewigen Seligkeit.“
